19. Jahrgang. — Nr. 48. Hattingen, 28. November 1912.

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.



Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungsbedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Zum Advent.

Große Ereignisse, so sagt man, werfen ihren Schatten voraus. Auch das Weihnachtsfest darf man als ein „Ereignis" bezeichnen, denn es ist so eng mit unserem deutschen Volksempfinden verbunden, solch ein unveräußerliches Besitzstück unseres deutschen Gemütslebens geworden, daß wir uns das Ende des Jahres, da die Sonne am wenigsten leuchtet, gar nicht denken können ohne den Strahlenglanz und Kerzenschimmer der lieblichen Weihnacht. Man mag zum Christentum stehen, wie man will, von der Weihnachtsfreude, ja schon von der Weihnachtsvorfreude kann sich niemand ganz freimachen und wäre er der überzeugteste Atheist, der waschechteste Monist. Schon diese rein äußerliche Tatsache, daß das Weihnachtsfest so tief seine Wurzel in unser Gemütsleben geschlagen hat, muß jeden, der es nicht ganz verlernt hat, über die inneren Zusammenhänge einmal nachzudenken, geradezu herausfordern, sich persönlich über die einzigartige Bedeutung des Weihnachtsfestes klar zu werden. Freilich, er braucht nicht lange zu sinnen und zu denken. Wer erinnert sich nicht da nur gar zu gern seiner eignen Kinderzeit! Und wenn je im Jahr, dann fangen um die Weihnachtszeit hell und fröhlich die alten Glocken aus längst verschwundener, goldener Jugendzeit wieder an zu klingen und zu läuten von den traulichen Weihnachtsliedern, deren Melodie schon niemand vergessen kann, der je sie gesungen hat. Aber es klingen andere Untertöne mit. Sie tragen nicht die frische, ursprüngliche Klangfarbe der reinen, seligen Kinderjahre, sie geben ganz im Geheimen einen wehmutsvollen, bangen Ton ... Es ist doch alles so anders geworden! Als Kind konnte man sich so ganz anders freuen, als jetzt in reifen Jahren. Als Kind dauerte einem die Adventszeit schier zu lange, bis endlich, endlich der Lichterbaum erstrahlte in seinem vollen, hellen Weihnachtsglanz. Und jetzt bringt ein Tag wie der andere die gleiche Last, die gleiche Hast, auch — und vielleicht gerade — im Advent. Aber der Advent möchte allen, die etwas Aehnliches in diesen Tagen empfinden, auch etwas bringen, nämlich eine stille Stunde des Nachdenkens! Ist auch manches anders geworden als damals, wo man als Kind noch auf Weihnachten sich freute, — der Lichterbaum brennt heut noch so hell, wie damals, und die Weihnachtsglocken läuten heute noch so rein, wie damals, die Weihnachtsbotschaft klingt heut noch eben so klar wie damals. In einer stillen Stunde frage dich einmal jetzt im Advent: Was ist dir im letzten Grunde das Weihnachtsfest? Du wirst die Antwort finden, wenn du die alte Adventsbotschaft ganz in dich aufnimmst: Siehe, dein König kommt zu dir.

Wie siehts aus in der Welt.

Die Verkehrseinschränkungen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet

dürften in Zukunft auch auf den Personenverkehr übergreifen, denn der Eisenbahnminister von Breitenbach hat während seiner Bereisung des Ruhrreviers erklärt, daß er den Wünschen der Handelskammern nach Vermehrung der Zahl der Personenzüge in Zukunft noch mehr ablehnend gegenüberstehen werde als bisher; er äußerte sogar den Gedanken, daß zur verkehrstechnischen Entwirrung in der nächsten Zeit eine Beschränkung des Personenverkehrs erfolgen müsse. Andererseits aber wurde auch der schleunige Ausbau zahlreicher Bahnhöfe und Abfuhrlinien in Aussicht gestellt und mitgeteilt, daß über das festgestellte Bauprogramm hinaus erhebliche Beträge aufgewendet würden, um schon bis zum nächsten Herbst die Leistungsfähigkeit des Eisenbahnnetzes wesentlich zu erhöhen.

Die deutschen Haus- und Grundbesitzer

haben in Berlin in einer gewaltigen Massenversammlung gegen die steuerliche Belastung, unter der sie zu leiden haben, protestiert. Zunächst wurden alle Haus- und Grundbesitzer Deutschlands zum Zusammenschluß aufgefordert. Es handle sich in letzter Linie um einen Kampf für die Grundlagen der gegenwärtigen Rechts- und Wirtschaftsordnung.

Nicht nur die deutsche, sondern die gesamte Presse aller Nationen hat von dem

Besuch des österreichischen Thronfolgers

in Berlin gebührend Notiz genommen. Der Kaiser empfing seinen Gast auf dem Anhalter Bahnhof, unter herzlichen Kundgebungen des Publikums ging die Fahrt zum Schloß. An der Vereidigung der Garderekruten nahm der Erzherzog-Thronfolger sofort teil. Andern Tages beteiligte sich der Gast an der Hofjagd in Springe; von dort aus trat er auch die Heimreise nach Wien an. Es darf angenommen werden, daß über alle Fragen der äußeren Politik zwischen den Verbündeten vollstes Einvernehmen herrscht. Diese Auffassung wird durch den

Besuch des österreichischen Generalstabschefs

in Berlin wesentlich verstärkt.

Eine Stunde vor dem Eintreffen des Thronfolgers langte Feldmarschalleutnant von Schemua in Berlin an. Im Laufe des Tages fand dann eine längere Aussprache zwischen ihm und dem deutschen Generalstabschef von Moltke statt. Nach der Unterredung reiste von Schemua sofort nach Wien ab. Ohne Zweifel haben die beiden Militärs sich über die gefährliche, kriegerische Situation ausgesprochen; hoffentlich hat sie das Gute im Gefolge, daß Rußland Lehre annimmt und es sich gesagt sein läßt, daß Oesterreich und Deutschland gewillt sind, die Maßnahmen zu treffen, die sich aus dem Verhalten Rußlands in der Balkanfrage ergeben.

Mehrere österreichische Staatsangehörige, die sich in unserer Gegend aufhielten, sind auf telegraphischen Gestellungsbefehl ihrer Regierung sofort zu ihren Truppenteilen abgereist. — Die Lage ist ernst, aber man braucht deshalb nicht trübe in die Zukunft zu schauen. Oesterreich-Ungarn wird sich zwar in den nächsten Tagen wohl gezwungen sehen, noch weitere Kriegsvorbereitungen vorzunehmen, dem Serbien scheint vorläufig nicht nachzugeben. Hoffentlich besinnt sich Serbien aber doch noch eines besseren, wenn es sieht, daß Oesterreich-Ungarn ernste Schritte unternimmt und vielleicht Belgrad besetzen sollte. Rußland, das mit sich selbst gerade genug zu tun hat, wird erst dann eingreifen, wenn es sehen sollte, daß Oesterreich Serbien zu vergewaltigen vorhabe. Das ist aber nicht der Fall. Die russischen militärischen Vorbereitungen sind nur Schreckschüsse. Das Verhältnis Oesterreichs zu Rußland ist besser, als zur Zeit der bosnischen Krise. Der deutsche Kaiser hat auf den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand mäßigend eingewirkt, wenn eine Einwirkung überhaupt noch notwendig war. Alle beruhigenden Kundgebungen aus dem Reiche sowohl wie aus sämtlichen übrigen europäischen Hauptstädten werden hoffentlich dahin wirken, der grundlosen Beunruhigung, die Handel und Wandel schweren Gefahren aussetzt, ein Ende zu machen. Vor der gänzlichen Beendigung des Balkankrieges und dem Zusammentritt der europäischen Konferenz kann es zu keinem Weltkriege kommen. Auf der Konferenz wird aber die Besonnenheit das höchste Gesetz sein. Daß sich die zuständigen Stellen beeilten, diese Gewißheit in ganz Europa zu verbreiten, ist dankbar zu begrüßen. Hatte doch auch bei uns in Deutschland der Beunruhigungsbazillus eine beängstigende Ausbreitung gewonnen und namentlich auch die kleinen Sparer aus der Provinz ergriffen, die an den letzten Tagen zu Angstverkäufen schritten und so zum Kurssturz sicherer Papiere beitrugen. Weihnachten steht vor der Tür. Ueberall will sich ein flottes Geschäftsleben entfalten. Da war es die höchste Zeit, daß mit der Sorge um die allernächste Zukunft aufgeräumt und die Zuversicht auf die Erhaltung des segnenden Weltfriedens befestigt wurde.

Italien

hat für Berlin einen neuen Botschafter ernannt; der soeben vollzogene Botschafterwechsel kam jedoch nicht unerwartet, da der im 69. Lebensjahre stehende bisherige Botschafter Albert Pansa schon zu Beginn dieses Jahres den Wunsch ausgesprochen hatte, in den Ruhestand zu treten. Herr Pansa, der Italien nacheinander in Athen, Bukarest, Konstantinopel, Peking, London vertrat und seit 1907 in Berlin tätig ist, war dort bereits 1900 als Sachverständiger zur Kretakonferenz bekannt geworden. — Der neue Botschafter Cavaliere Ricardo Bollati, Generalsekretär im Ministerium des Auswärtigen, steht im 55. Lebensjahre, war Gesandter in den Balkanstaaten und ist gleich seinem Vorgänger ein überzeugter und treuer Freund des Dreibundes und Deutschlands; die deutsche Sprache beherrscht er vollkommen. Bollati ist Junggeselle, aber ein Freund der Gesellschaft, so daß die prächtigen Festräume des italienischen Botschaftsgebäudes in Berlin während seiner Amtstätigkeit nicht veröden werden.

Der neue italienische Kolonialminister Pietro Bertolini, war im letzten Sommer der Leiter der mit der Türkei wegen der Abtretung Libyens geführten Verhandlungen, 1890 wurde er zum Abgeordneten gewählt, 1893 trat er als Unterstaatssekretär der Finanzen in das zweite Ministerium Crispi ein. Jahre lang galt er als die rechte Hand des Ministers Sonnino. Zur Zeit seiner Ernennung zum Kolonialminister gehörte er der Regierung nicht an, sondern war nur einfacher Abgeordneter. Außer Erythräa und Italienisch-Somaliland untersteht dem neuen Minister

Gebrochener Stolz.

Roman von A. Baumann.

(Fortsetzung.)

So konnte es denn kommen, daß die einzige Tochter des stolzesten Lords des Landes an einem schönen Herbstabend mit dem hübschen jungen Organisten entfloh.

Der Schmerz von Lord Carlswood, als er vernahm, daß seine Tochter sich heimlich aus dem Schlosse entfernt habe, spottete jeder Beschreibung. Sie hatte ihm geschrieben, daß sie, noch bevor er ihren Brief bekäme, Thornton Cameron's Gattin geworden sein würde.

Er überflog die Worte mit düsteren Mienen und schwor sich, daß er sie, solange er lebe, nie wiedersehen wolle, — einen Eid, den er denn auch unverbrüchlich hielt.

Für ihn war die Tochter nicht länger eine geborene Carlswood. Konnte er doch jetzt an seinem Geschlecht nicht mehr rühmen, daß kein Carlswood je eine niedrige Heirat eingegangen wäre, konnte er nicht mehr behaupten, daß der Name Carlswood immerdar fleckenlos geblieben wäre. Nichts konnte nach diesem den alten Glanz wieder herstellen, nichts den verlorenen Ruhm zurückbringen. Seine Trauer war in ihrer Tiefe, ihrem Schweigen, ihrem Uebermaß erschütternd. Und wenn Käthe zu seinen Füßen gestorben wäre, er würde keine Verzeihung für sie gehabt haben.

Vor anderen erwähnte er nie ihren Namen. Wenn jemand von ihr sprechen wollte, so streckte er ihm seine Hand mit einer so bezeichnenden erhabenen Bewegung abwehrend entgegen, daß jedem das Wort auf den Lippen erstarb.

Allein trotz all seines Stolzes und all seiner Strenge lag in dem starren Schweigen, der einsiedlerischen Verzweiflung dieses Mannes dennoch etwas, was tiefes Mitleid einflößte. Er lebte, als wenn er tatsächlich keine Tochter mehr hätte. So viele herzzerreißende Briefe, so viel rührende Berufungen an sein Vaterherz, so viele Notschreie um Hilfe nach Bralyn gelangten, ungelesen wanderten sie ins Feuer. Für das Vaterherz war die Tochter tot.

Aber nur noch stolzer denn je erhob Lord Carlswood sein Haupt.

„Ich habe drei Söhne, und diese werden meinen Namen zur Ehre bringen!" sagte er sich.

Aber das Schicksal hatte schon einen neuen Schlag für ihn bereitet. Die beiden ältesten Söhne verloren bei einer Wettfahrt ihr Leben.

Lord Carlswood's Haar ward silberweiß in einer Nacht; seine Gestalt erschien vorübergebeugt, die Hände zitterten ihm.

Doch noch nicht genug daran.

Nach wenigen Minuten ward sein jüngster Sohn, der letzte seines Stammes, vom Fieber befallen. Der alte Lord berief die ersten Aerzte aus der Residenz; er wachte selber Tag und Nacht an dem Krankenlager seines jetzt nur noch Einzigen und flößte demselben mit eigener Hand die Medizin ein, aber trotz aller angewandten Mittel, trotz aller Sorgfalt, starb auch dieser sein Letzter, und der alte Lord Carlswood stand jetzt ganz allein und verlassen da.

Und noch tiefer beugte sich sein von Sorgen gebleichtes Haupt.

„Die Hand des Herrn liegt schwer auf mir!" sagte er. Das war das einzige Murren, welches sich über seine stolzen Lippen drängte. Am Begräbnistage seines Sohnes aber entfloß kein Klageton seinem Munde. Keiner sollte es sehen, wie sein Herz blutete.

Zu der tiefen Trauer, die in ihm war, gesellte sich bald die Sorge um die Zukunft.

Das Besitztum Bralyn war kein Fideikommiß. Es war schon vor Zeiten aus der Hand des männlichen Eigentümers in die einer Tochter des Hauses übergegangen. Als unerläßliche Bedingung galt indes, daß, wer auch immer die Herrschaft in Besitz nahm, den Titel und Namen Carlswood führen mußte.

Lord Carlswood besaß nun seines Erachtens keinen einzigen Blutsverwandten, und jeder Tropfen seines aristokratischen Blutes erhob sich rebellisch gegen den Gedanken, daß nach seinem Tode ein Fremder über Bralyn herrschen würde. Was war da zu tun? Nach langen schlaflosen Nächten sandte Lord Carlswood endlich einen Boten an den Ober- und Landesgerichts-Advokaten zu Lincoln, Herrn Ford.

Herr Ford hatte seit vielen Jahren die gerichtlichen und außergerichtlichen Angelegenheiten der Familie Carlswood vertreten und sich dabei stets als ein rechtschaffener und überaus einsichtsvoller Jurist bewährt. Als Käthe Carlswood entflohen war, hatte er ihren Vater inständigst gebeten, ihr doch wenigstens ein kleines Vermögen auszukehren, allein der Gebieter von Bralyn hatte sich dessen hartnäckig geweigert.

„Nicht einmal, wenn es gälte, ihr Leben zu erhalten!" hatte er erklärt und in der Folge wagte Herr Ford es nicht wieder, ihren Namen in seinem Beisein zu nennen, und jetzt, wo der Lord ihn zwecks Besprechung der Erbfolge eigens hatte herbeirufen lassen, kämpfte er einen schweren Kampf mit sich selbst und zögerte ziemlich lange, ehe er ihm die Antwort erteilte, — die einzige, die es gab:

„Es ist nur ein Fall denkbar, Euer Gnaden, diese fatale Angelegenheit zu regeln, und dieser Fall wird Ihnen höchst unangenehm sein. Ich war so unglücklich, als ich vor vielen Jahren diesen Gegenstand berührte, bei Ihnen

die Verwaltung Libyens, dessen Erwerbung die Veranlassung zur Errichtung eines besonderen Kolonialministeriums wurde.

Ein sozialdemokratischer Kongreß in einer Kirche

ist zweifellos etwas Ungewöhnliches, soeben aber in Basel zum Ereignis geworden, wo ein von 500 Delegierten aus allen Ländern Europas besuchter sozialistischer Kongreß in der Hauptkirche, dem Münster, abgehalten wurde. Daß Kirchen für politische Zwecke verwendet werden können, beweist unter anderem die Abhaltung der deutschen Nationalversammlung in der Pauluskirche zu Frankfurt a. M. im Jahre 1848-49. Der Baseler Kongreß, der unter Orgelklang und Glockengeläut eröffnet wurde und lediglich eine Kundgebung zur allgemeinen Lage und gegen den Krieg darstellen sollte, war von den führenden Sozialisten aller Länder besucht. Unter ihnen tat sich, wie immer, der französische Sozialistenführer Jaures, über den gelegentlich der damalige Reichskanzler Fürst Bülow im deutschen Reichstage einige freundliche Worte gesprochen hatte, wieder besonders hervor. Das feierliche und ihm ungewohnte Glockengeläute hatte ihn an das Lied von der Glocke und an Schiller, den Lieblingsdichter der Schweizer, erinnert, und es war sehr nett, als er ausführte: Ueber Schillers herrlichem Liede stehen in lateinischer Sprache die Worte: „Ich rufe die Lebenden, ich beklage die Toten, ich breche die Blitze. Die Lebenden rufe ich zur Verteidigung des vom Morde bedrohten Lebens, die Toten der Schlachtfelder am anderen Ende Europas, deren Verwesungsgeruch zu uns dringt wie die Reue über die Untaten, beklagen wir, und die kriegerischen Blitze, die Gefahren verkünden, zerschmettern wir!" Das war gewiß recht hübsch gesagt, aber es waren doch nur Worte; und Worte, nichts als Worte, waren alles, was die Baseler Tagung zur Beschwörung eines allgemeinen Krieges beizubringen vermochte.

In Budapest haben

sozialdemokratische Straßenkrawalle

stattgefunden. Die Demonstranten feuerten Revolver gegen die Polizei ab. Zwei Schutzleute wurden schwer verwundet. Die Polizei zog darauf blank. 14 Demonstranten wurden durch Säbelhiebe schwer verwundet. Zahlreiche Personen wurden verhaftet.

Die spanische Deputiertenkammer

beschäftigte sich mit der Interpellation des Abgeordneten Senante über die Ermordung des Ministerpräsidenten Canalejas. Ministerpräsident Romanones erwiderte, die Regierung werde alle gesetzlichen Mittel anwenden, um die Wiederkehr solcher Mordtaten zu verhüten; es sei unnötig, zu Ausnahmemaßregeln zu greifen. Senante verlangte darauf Maßnahmen gegen die Deputierten, die solche Mordanschläge billigten. Die Anarchisten seien offensichtlich organisiert, und in der Kammer befänden sich Männer, von denen sie inspiriert würden. Graf Romanones antwortete, die Regierung werde nicht ungesetzlich handeln und stellte darauf fest, daß alle Parteien einig seien in der Abscheu vor der Mordtat. Die Regierung werde die Gesetze mit Nachdruck anwenden.

Eisenbahnattentat gegen den Zaren.

Ein Attentat gegen das Leben des Zaren wurde laut „Magd. Ztg." versucht, als der russische Herrscher mit der Zarin und dem Thronfolger von seinem Aufenthalt in Zarskoje-Selo zurückkehrte. Einige Minuten, nachdem der kaiserliche Zug den Bahnhof von Kaskowa-Ruda durchfahren hatte, entdeckte man, daß auf einem in der Nähe des Bahnhofs liegenden Stücke des Eisenbahnkörpers Zerstörungsarbeiten vollbracht worden waren. Auf einer kleinen Strecke waren die Schienen und die Querbalken entfernt worden, so daß unfehlbar ein schreckliches Unglück hätte passieren müssen. Zum Glück scheinen die Attentäter nicht genau über den Zeitpunkt der Durchfahrt des kaiserlichen Zuges informiert gewesen zu sein und hatten infolgedessen die Arbeit zu spät begonnen. — Der Anschlag erinnert an das furchtbare Attentat gegen einen Eisenbahnzug, in dem sich Kaiser Alexander III. mit dem Thronfolgerk und der übrigen Zarenfamilie befand, bei Borki, am 29. Oktober 1888, bei dem wie durch ein Wunder die Angehörigen des Kaiserhauses unverletzt blieben.

Der Balkankrieg

bringt in der letzten Woche für Bulgarien nicht die gewünschten Erfolge; beim Redaktionsschluß war Adrianopel noch immer im Besitze seiner zähen Verteidiger. Nur Mangel an Lebensmittel kann die Festung in die Hände der belagernden Bulgaren bringen. Allerdings heißt es, die Stadt stände in Flammen.

Die Waffenstillstandsverhandlungen an der Tschataldschalinie haben keinen Erfolg gehabt, denn nach wie vor speien die Kanonen Tod und Verderben. Und trügt nicht alles, verblutet die bulgarische Armee vor der Tschataldschalinie.

Die Serben haben bei Monastir offenbar tapfer gefochten, unter äußerster Todesverachtung gingen sie gegen die feuernden türkischen Batterien vor; aber auch die Türken fochten mit großer Bravour, sie ließen auf dem Schlachtfelde 17 000 Tote.

Die Griechen besetzen andauernd türkische Inseln, auch betätigen sie sich als „Seeräuber", wobei sie besonders deutsche Schiffe aufs Korn nehmen. Neuerdings wurde der Dampfer „Emos" von einem griechischen Kanonenboot angehalten und in den Hafen von Mudros geschleppt. Die Schiffspapiere wurden beschlagnahmt und der Kapitän aufgefordert, die deutsche Flagge einzuholen. Auf seine Weigerung wurde sie durch griechische Matrosen eingezogen und am nächsten Morgen unter Flaggenparade die griechische Kriegsflagge gehißt. Der Kapitän und die Mannschaft lehnten ab, unter fremder Flagge Dienst zu tun. Infolgedessen wurde das Schiff durch Maschinisten der griechischen Kriegsmarine nach dem Piräus gebracht, wo nach einiger Zeit die Hissung der deutschen Flagge wieder erlaubt wurde. Das Schiff erlitt auf der Fahrt Maschinenschaden.

Es wäre vielleicht sehr gut, wenn unser Panzer „Goeben", der in der Nähe weilt, den Hellenen einige Zentner Granaten an den Kopf würfe; sie nähmen dann gewiß ihre siegestrunkenen Gedanken etwas besser zusammen.

Die Montenegriner balgen sich noch immer vor Skutari herum. Die Türken wehren sich tapfer. Die Montenegriner fordern die Uebergabe der Stadt und sind bereit, den Türken freien Abzug zu gewähren. Die Verteidiger haben aber noch gar kein Verlangen, diesen Handel abzuschließen.

Die türkischen Machthaber lachen sich ins Fäustchen. Die serbische Aufgeblasenheit kommt ihnen sehr zu statten und immer weniger zeigen sie Geneigtheit, auf die bulgarischen Vorschläge einzugehen. Die arabischen Truppen, die jetzt in der Hauptsache den Sturm auf Konstantinopel abhalten, schlagen sich vorzüglich; an einigen Stellen hat man sogar die Bulgaren aus wichtigen Positionen vertrieben. Auch die Cholera soll merklich im Abnehmen begriffen sein. Jeder Tag, der gewonnen wird, bedeutet für die Türken eine Besserung ihrer Position. Es scheint schon ziemlich festzustehen, daß ihnen Konstantinopel auf jeden Fall erhalten bleibt. Die Uneinigkeit und Mißgunst aller beteiligten Nationen rettet den Türken noch einmal in Europa das Heimatrecht. Ob sich der Sultan auf diesem Altenteil von Rußlands und Englands Gnaden wohlfühlt, darf sehr bestritten werden. Bei ruhigem Nachdenken muß ihm zum Bewußtsein kommen, daß seine Position in Europa auf die Dauer unhaltbar ist.

Durch ein Telegramm des Gouverneurs wird die

Ermordung von zwei Deutschen in Deutsch-Neu-Guinea.

gemeldet. Es handelt sich um die Pflanzer Gebr. Weber auf Umboi, einer größeren Insel zwischen dem Festlande Neu-Guinea und Neu-Pommern, die von eingeborenen Bergstämmen ermordet worden sind. Ihre Familienangehörigen sind geborgen. Die Insel Umboi, auch Rook- oder Ruhinsel genannt, gehört zum Bismarckarchipel. Die Eingeborenen sind Bergvölker und stehen auf einer sehr niederen Kulturstufe. Ueber die näheren Umstände des Ueberfalles konnte noch nichts in Erfahrung gebracht werden.

Die Essener Verkehrskonferenz.

Ueber die in Essen stattgehabte Verkehrskonferenz wird durch Wolffs Telegraphenbureau folgende amtliche Darstellung gegeben:

„Im Sitzungssaale der Handelskammer zu Essen fand heute unter dem Vorsitz des Herrn Ministers der öffentlichen Arbeiten, von Breitenbach, eine Besprechung mit den Vertretungen der Industrie und des Handels über die Verkehrslage im rheinisch-westfälischen Industrierevier statt, an der u. a. auch die Oberpräsidenten der Rheinprovinz und von Westfalen, der Regierungspräsident von Düsseldorf, ein Vertreter des Regierungspräsidenten zu Arnsberg, sowie als Vertreter des Handelsministeriums der Oberberghauptmann von Velsen teilnahmen. Der Minister konnte als Ergebnis seiner gestrigen Reise durch das Revier feststellen, daß die Betriebslage sich wesentlich gebessert habe und daß, wenn nicht unvorhergesehene Umstände einträten, eine baldige Gesundung der Verhältnisse erhofft werden könne, daß das Personal in jeder Weise seine Schuldigkeit getan habe und noch tue. Er könne die Dienstfreudigkeit und den Diensteifer des Personals nur durchaus anerkennen. Der Herr Minister gab sodann einen Ueberblick über die Bautätigkeit der Staatseisenbahnverwaltung und gab seiner Auffassung dahin Ausdruck, daß die Durchführung des Bauprogramms wesentlich beschleunigt werden müsse. Er stellte den schleunigen Ausbau zahlreicher Bahnhöfe und Abfuhrlinien in Aussicht und teilte mit, daß über das festgestellte Bauprogramm hinaus erhebliche Beträge aufgewendet würden, um schon bis zum nächsten Herbst die Leistungsfähigkeit des Eisenbahnnetzes wesentlich zu erhöhen. Auch die Verstärkung des Betriebsmittelparks solle in beschleunigtem Tempo erfolgen.

Nach der „Rhein.-Westf. Ztg." verlief die Konferenz stellenweise außerordentlich scharf, und nahm zeitweilig einen sehr gereizten Ton an. Von sämtlichen Rednern mußten sich die Vertreter der Eisenbahnbehörden scharfe Vorwürfe gefallen lassen. Es kam zu einer rücksichtslosen Darlegung der schweren Schäden, die das ganze Wirtschaftsleben nicht nur im rheinisch-westfälischen Industriebezirk, sondern weit darüber hinaus durch den Wagenmangel erfahren hat. Aus der Debatte muß besonders hervorgehoben werden, daß Herr Stinnes fragte, ob es wahr sei, daß die zahlreichen Anregungen, die an den Essener Eisenbahnpräsidenten zur Abhilfe der Verkehrsnot gegeben worden sind, von diesem nicht nach Berlin weitergeleitet wurden, sondern einfach seit Jahren unter den Tisch gefallen sind. Herr von Löwenstein konnte an Hand reichhaltigen Zahlenmaterials nachweisen, daß mit den Steigerungen des Verkehrs die Entwickelung der Eisenbahn nicht im mindesten Schritt gehalten hätte. Die Diskussion wurde nach einigen Stunden schließlich so gereizt, daß Herr von Rheinbaben erklärte, auf diese Weise käme man nicht weiter. Es sei eine deutsche Unsitte, immer für irgendwelche bedauerlichen Erscheinungen einen Sündenbock zu suchen. Er bäte dringend, einen anderen Ton anzuschlagen. Die Versammlung verlief unbefriedigend für die Vertreter der Industrie, indem der Minister keine bestimmten Erklärungen über die künftige Gestaltung der Eisenbahnverhältnisse im Industriebezirk abgab. Insbesondere erklärte er zum allgemeinen Befremden, den Wünschen der Handelskammer nach Vermehrung der Zahl der Personenzüge in Zukunft noch mehr ablehnend gegenüber stehen zu müssen, als bisher schon, und er äußerte sogar den Gedanken, daß zur verkehrstechnischen Entwirrung in der nächsten Zeit eine Beschränkung des Personenverkehrs erfolgen müsse.

)(Auf der Brücke über die Beresina.

Am 27. und 28. November steigt zum hundertsten Male die Erinnerung an jene beiden Tage auf, die auf einem der düstersten und furchtbarsten Blätter der Kriegsgeschichte und der Menschheit geschrieben stehen. Die Trümmer der großen Armee retten sich auf schwanken Stegen noch einmal aus der kalten Todesumarmung des russischen Winters über die im Strudel der Eisschollen dunkel und träge wie der Unterwetsfluß hinschleichende Beresina. Wohl hat Napoleon in den Kämpfen dieser Tage und in der Hinüberleitung der noch geschlossenen Heeresmassen ein strategisches Meisterstück vollbracht. Die Feinde fürchteten auch noch den entsetzlich geschwächten, nie besiegten Löwen, und durch die moralische Macht seines Waffenruhmes und seines Genies zog sich der Kaiser „aus einer der schlimmsten Lagen, in der sich je ein Feldherr befunden hat". Aber was bedeuten die Geistesstärke, der Heldenmut und die Aufopferung, die hier in glänzenden Bildern sich entfalteten, gegen die grausigen Szenen des höchsten menschlichen Elends, die sie begleiteten? In einem einzigen Gemälde des Schreckens sind hier gleichsam alle Qualen des tragischen Rückzuges zusammengedrängt, und der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an, wenn wir den Erzählungen, besonders in Deutschland, lauschen, die über den Fluß des Todes lebend hinüberkamen. Unsere Landsleute dürfen ja in den Beresina-Kämpfen den Löwenanteil des kriegerischen Ruhms beanspruchen, aber nicht minder groß ist der Anteil der Trauer und des Mitleides, der ihnen zufällt. Die ersten Truppen, die die rasch geschlagenen Brücken überschritten, waren die noch wenig mitgenommenen Soldaten Oudinots, die dem Kaiser, der sie selbst durch lauten Zuspruch ermutigt, ein weithin hallendes Vive l'Empereur brachten, einen Ruf, den man lange nicht gehört hatte. In der Nacht zum 27. folgten dann andere Truppen in guter Ordnung, und den ganzen Tag und die folgende Nacht passierten Mannschaften die schon durchlöcherten Brücken in ziemlich weitläufigen Rotten. Unterdessen aber waren auch von allen Seiten die zahlreichen Versprengten des Heeres herzugeströmt und ballten sich in chaotischer Wirrnis an den wenigen Uebergängen, so daß die noch geordneten Truppen sich mit Gewalt durch sie hindurch Luft machen mußten. Unter diesen Nachzüglern spielten sich die furchtbarsten Szenen ab, wie sie Paul Holzhausen in seinem schönen Werk „Die Deutschen in Rußland 1812" auf Grund von Schilderungen unserer Landsleute zusammenstellt. Die Zugänge zu den Brücken waren derart verstopft, daß sie nur mit Aufbietung aller Kräfte gereinigt werden konnten. Wagen türmten sich über Wagen, dazwischen lag Hausrat und Bagage aller Art in wüstem Durcheinander. An der Hauptübergangsstelle von Studienka bedeckte diese Wagenburg, in der Verwundete stöhnten, Frauen weinten und Kinder schrieen, eine Viertelquadratmeile. Die Wartenden, die daran verzweifelten, das andere Ufer zu erreichen, stürzten sich zumteil in die dunklen eisigen Fluten, und mancher kam hinüber, „allein

---

in Ungnade zu fallen. Es ist ausschließlich dem Interesse, welches ich Ihren Verhältnissen zolle, zuzuschreiben, wenn ich nichtsdestoweniger mich bewogen fühle, die Ursache dieser Beleidigung von neuem aufzufrischen. Euer Gnaden scheinen vergessen zu haben, daß Ihre Tochter sich noch am Leben befindet!"

„Ich habe keine Tochter mehr!" lautete die scharfe Antwort des Lords. „Sie ist seit vielen Jahren für mich tot!"

„Sie dürfte aber Kinder hinterlassen haben," fuhr der Advokat unerschrocken fort.

Der Lord machte eine heftige Bewegung.

„Sie vergessen Herr Ford," sprach er, „daß das nur die Kinder eines niedriggeborenen und niedrig erzogenen Mannes sein können, welcher schuld daran ist, daß ich keine Tochter mehr habe! Wie könnte ich also nur daran denken, dieselben zu Nachfolgern meiner Ahnen ernennen wollen? Nimmermehr!"

„Warum nicht?" entgegnete der Advokat. „Mögen Sie immerhin die Kinder Thornton Cameron's sein, so gehören sie doch zu Ihrem Geschlecht, Euer Gnaden, dem Geschlecht der erhabenen alten Carlswoods!" setzte der gereifte Jurist mit großer Diplomatie hinzu. „Ich schlage deshalb vor, daß wir vor allen Dingen die Tochter von Euer Gnaden aufzufinden suchen. Das weitere wird sich dann von selber finden."

Aber der Lord wollte nichts davon wissen und es währte lange, ehe der Advokat die Erlaubnis zum Handeln erhielt. Und dabei ergab es sich denn, daß Lord Carlswood in der Tat nichts von seiner Tochter wußte.

„Aber hat sie denn niemals geschrieben?" fragte Ford.

„Ihre sämtlichen Briefe wanderten ungelesen ins Feuer," antwortete der Lord, „ihre Spur wird nicht mehr aufzufinden sein!"

Herr Ford aber war anderer Ansicht und begab sich unverdrossen auf die Suche, und wenn es auch Wochen währte, eines Tages traf doch ein Brief des Advokaten ein, der Lord Carlswood in Aufregung versetzte. Herr Ford hatte die Spur Cameron's und seiner Frau nach London und von dort nach Liverpool verfolgt, wo die Frau einem Kinde das Leben gegeben hatte. Dasselbe war unter dem Namen: Ella Cameron getauft und ins Kirchenbuch eingetragen worden. Aber auch in Liverpool war ihres Bleibens nicht lange gewesen und sie hatten sich nach Chester begeben, wo der Mann aus Kummer und im Kampfe um die Existenz gefährlich erkrankt und gestorben war. Ganz und gar aller Hilfsmittel entblößt, hatte die Mutter mit ihrem Kinde darauf den Ort wieder verlassen, und von da an war keine Spur von ihr, noch von ihrem Kinde mehr aufzufinden. Herr Ford hatte die geschicktesten Polizisten London's für diesen Zweck gewonnen, allein sie alle vermochten nichts zu ermitteln und so mußte denn auch Herr Ford unverrichteter Sache zu Lord Carlswood zurückkehren.

So schwer der Advokat denselben seinen Plänen geneigt hatte machen können, so untröstlich fand er ihn jetzt über das Mißlingen seiner Mission. Lange berieten beide Männer hin und her, bis Herr Ford die Frage aufwarf, ob der Lord sich denn nicht erinnerte, woher die Briefe seiner Tochter an ihn gelangt seien. Traurig schüttelte der Lord den Kopf. Der Hausmeister habe den Auftrag von ihm erhalten, sie aufzufangen und zu verbrennen. In dem Advokaten blitzte eine Hoffnung auf und wunderbar sollte sie sich bestätigen. Der Hausmeister hatte es nicht übers Herz gebracht, die Briefe zu verbrennen. Er hatte sie uneröffnet alle aufbewahrt und händigte sie, dazu aufgefordert, jetzt dem Lord in zitternder Erregung ein.

Und nun begann die traurige Aufgabe, die Briefe einen nach dem andern zu öffnen und zu lesen. Der Advokat tat es und fand die Geschichte wiederholt, die er bereits selber festgestellt hatte. Endlich waren nur noch zwei Briefe zurück. Wenn sie keinen Aufschluß gaben, so deckte das Schweigen des Grabes das Geheimnis des Verbleibs von Mutter und Kind.

Mit zitternder Hand öffnete der sonst so kaltsinnige Mann den vorletzten Brief.

Aus demselben erhellte, daß Ella mit ihrem Kinde Chester verlassen und sich nach Ashbunham begeben wollte, wo sie einige Zeit zu bleiben gedachte, um eine Antwort zu erwarten, ob der Vater ihr heimzukehren gestattete, damit sie in Bralyn sterben könne.

Den letzten Brief schrieb sie aus Ashbunham und ein herzzerreißendes Schreiben ließ sich nicht denken. Lord Carlswood bedeckte beim Anhören desselben sein Antlitz mit beiden Händen. Sie flehte ihn um ihrer verstorbenen Mutter und um Gottes willen an, ihr nur so viel Geld zu schicken, daß sie vorm Verhungern geschützt sei.

Und der Brief war wie alle ungelesen geblieben. War das Ende der Tragödie gewesen, daß sie, die einst so stolze Lordstochter, verhungert war?

Das Antlitz des Lords war aschgrau geworden.

„Verhungert!" murmelte er vor sich hin. „Es müssen eiligst Nachforschungen angestellt werden! Ich habe keine Ruhe mehr!"

„Ich werde selbst nach Ashbunham reisen," erklärte Herr Ford, „und sobald ich irgend etwas Gewisses in dieser traurigen Angelegenheit erfahre, sende ich Euer Gnaden Meldung durch einen Eilboten!"

Und er empfahl sich, um sich unverweilt an den Ort

die meisten ertranken vor unseren Augen", erzählt der bergische Leutnant v. Reck. Unter dem Menschenknäuel, der, wie von Furien des Entsetzens getrieben, hinüberdrängte, befand sich der Major v. Loßberg, eingekeilt wie Tausende andere in die Menge. „Man folgte so nahe wie möglich seinem Vordermanne, welches oft durch die vielen sich kreuzenden Kolonnen unmöglich gemacht wurde. Hier war hauptsächlich der Augenblick, wo nur die Kraft des Pferdes und fester Sitz im Sattel rettete. Die Menschen, welche sich zu beiden Seiten mit Sachen behängt oder bepackt hatten, verloren solche sämtlich; ja, die Fußgänger behielten selbst keinen Knopf auf dem Rocke. Meinen Säbel erhielt ich mir nur dadurch, daß ich ihn zu meiner Selbsterhaltung zog und ihn hauptsächlich dazu benutzte, die Pferde meiner Neben- und Vordermänner damit auf den Beinen zu erhalten." Nur indem sie mit vorgehaltenen Pistolen die anderen zum Zurückweichen zwangen, gelangten sie auf die Brücke. „Die Drohung wirkte, und ich war auf der Brücke, dem ersehnten Ziel so vieler tausend Menschen, und, durchdrungen vom innigsten Dankgefühle gegen Gott, überschritt ich sie." Ein anderer Offizier Karl v. Suckow stand in dem Gedränge vor der Brücke längere Zeit auf dem Leibe einer noch lebenden Frau. „Ich fühlte die Bewegung ihres Körpers unter meinen Füßen, ich hörte ihren Schmerzensruf, und dennoch konnte ich sie erst nach einer ziemlich langen Pause von meiner Last befreien." Die Arme war unterdessen verröchelt. „Es war nichts Seltenes, Niedergetretene sich mit den Zähnen an die über sie Hinschreitenden festklammern zu sehen, von denen sie aber gleich den ärgsten Feinden gemordet wurden." Hunderte stürzten von den geländerlosen Flanken der Brücken ins Wasser, wo sie unter den Eisschollen rasch ihr kaltes Grab fanden. Der ganze Fluß war mit Leichen gefüllt. Auch bei den Räumungsarbeiten an den Ufern wurden die Entkräfteten von dem Damm heruntergefegt, „und das kroch und winselte dann so lange im Morast der Gräben umher, bis die kaum noch Menschen zu nennenden Gestalten endlich in des Todes Arme sanken." In der Nacht zum 29. machten sich die letzten Truppen, die des Victorschen Korps, mit der Axt durch das Wagengrümpel und die Menschenhaufen mühsam Bahn. „Wir schritten über Berge von Kadavern," berichtet der badische Feldwebel Steinmüller. „Alles, was sich unseren Bajonettspitzen entgegensetzte, wurde niedergestoßen." Immer noch aber blieben Tausende am Ufer, die zu schwach und zu stumpf geworden waren, um überhaupt noch an Rettung zu denken. Man ließ als letztes Warnungssignal Wagen in Brand stecken. „Obgleich gewiß noch mehrere Tausend auf dem linken Ufer waren," sagt Loßberg, „so herrschte doch auf demselben Grabesstille." Als aber am Morgen des 29. die Brücken angesteckt wurden und mit ihrem düsteren Schein das höllische Schauspiel umlohten, da kam Leben in den dumpfen Haufen. Einige wollten noch durch das Feuer ans andere Ufer stürzen, andere warfen sich in die Fluten. Wie gespenstische Schatten der Unterwelt irrten sie an dem schwarzen Fluß umher oder starrten mit verglasten Augen still vor sich hin, bis die Russen sie herdenweise in die grausamste Gefangenschaft trieben. Unter den Hinübergelangten war anfangs die Freude groß. „Das Erscheinen eines jeden war ein Jubel." Aber die Geretteten gingen zum größten Teil einem nicht minder furchtbaren Schicksal entgegen, als das, dem sie entflohen. In der nun einbrechenden Kälte von 30 Grad harrte ihrer das Erfrieren in Schnee und Eis.

Knappschaftliches.

Aus der letzten Vorstandssitzung bietet folgendes Interesse: Der Vorstand nahm in seiner Sitzung vom 14. d. Mts. nochmals Stellung zu dem Antrage auf Zulassung des Knappschaftsvereins als Ersatzkasse im Sinne des § 388 des Versicherungsgesetzes für Angestellte. Die Arbeitervertreter erklärten, gleichwie in der außerordentlichen Vorstandssitzung vom 31. Oktober, daß sie für die Zulassung des Allgemeinen Knappschaftsvereins als Ersatzkasse im Sinne des Angestelltenversicherungsgesetzes stimmen würden, wenn ihnen genügende Garantien geboten würden, daß die Arbeiter-Pensionskasse durch die Bildung einer Ersatzkasse nicht geschädigt werde. Bei der Abstimmung stimmen die Werksvertreter für die Bildung einer besonderen Abteilung und Stellung des Antrages auf Zulassung als Ersatzkasse im Sinne des § 388 des Angestelltenversicherungsgesetzes, während die Aeltesten diese Vorlage wiederum ablehnten. Der Vorstand nahm weiter Kenntnis von dem Schreiben des Kgl. Oberbergamtes, wonach die Mehrheit der nach § 1 des Versicherungsgesetzes für Angestellte vom 20. 12. 1911, versicherungspflichtigen auf den Bergwerken des Bezirks beschäftigten Angestellten gemäß § 388 des Gesetzes den Antrag gestellt hat, den Allgemeinen Knappschaftsverein als Ersatzkasse im Sinne des genannten Gesetzes zuzulassen, zu welchem Antrage der Vorstand gemäß § 388 a. a. O. gehört werden soll. Der Vorstand beschließt, daß sein Gutachten ähnlich der Abstimmung über den Antrag auf Zulassung als Ersatzkasse lautet, daß die 15 Werksvertreter sich für die Zulassung des Allgemeinen Knappschaftsvereins als Ersatzkasse im Sinne des § 388 des Angestelltenversicherungsgesetzes aussprechen und daß die Arbeitervertreter sich dagegen erklären.

Die Abstimmung über den Antrag des Gewerkvereins auf Befürwortung der Eingabe an den Bundesrat, auf Grund des § 547 der Reichsversicherungsordnung am 1. 1. 1913 zugleich auch die Unfallversicherung auf die Berufskrankheit der Bergarbeiter, das Augenzittern (Nystagmus) auszudehnen, ergibt wiederum Stimmengleichheit; der Antrag ist also abgelehnt.

Der Hauptwirtschaftsplan, sowie die Wirtschaftspläne für die sämtlichen Anstalten des Vereins werden beraten und genehmigt.

Die Verwaltung berichtet weiter über die Entscheidungen des Oberschiedsgerichts in der Streitsache der Bergwerksgesellschaft Hibernia und der Harpener Bergbau-Akt.-Ges., nach denen die kaufmännischen Beamten nach der Knappschaftsnovelle vom 17. 6. 1906 in der Kranken- und Pensionskasse als versicherungspflichtig angesehen worden sind.

Vier Tage in der Tschataldschastellung.

Von einem alten preußischen Offizier erhält die „Frankf. Zeitung" folgende anschauliche Schilderung der Schlacht bei Tschataldscha:

Bojuk-Tschekmedie ist malerisch in einer etwa zehn Kilometer ins Land hineinragenden Bucht oder Lagune gelegen. Bei unserem Eintreffen lagen auf dem freien Platze im Dorfe Cholerakranke, teils apathisch, teils stöhnend und winselnd, während die Gesunden im Bogen um sie herumgingen, um im daneben gelegenen türkischen Kaffeehause eine „Tasiko" zu trinken, d. h. einen Schnaps, der aus dem Harze eines Baumes gemacht wird und wie Absinth schmeckt. Die türkischen Offiziere waren entgegenkommend.

In der Bucht lagen neun türkische Kriegsschiffe — vier gepanzerte oder gedeckte Schiffe, darunter die beiden von Deutschland gekauften, und fünf Torpedoboote. Plötzlich ließen die Panzer ihr tiefes Geheul erschallen. Hinter dem Bergrücken marschierte Bulgarien auf dem Wege nach der Stadt Tschataldscha, und die Marschkolonne zeigte sich an einer Stelle des Weges dem feindlichen Auge. An dieser Stelle schlugen zunächst einzelne Granaten, dann Breitseiten, in schneller Aufeinanderfolge, ein.

Die Truppen machten durchweg einen frischen und noch gesunden Eindruck. Die Bulgaren haben jedoch den geeigneten Zeitpunkt verstreichen lassen, denn die am 13. November nur aus einem Schützenregiment und ein oder zwei Schwadronen bestehende Besatzung des linken Flügels der türkischen Stellung ist wenige Tage später durch drei Infanterieregimenter (Nr. 4, 5 und 6) verstärkt worden.

Der 14. November brachte eine kurze, aber lehrreiche Beschießung zweier bulgarischer Artilleriestellungen durch den Panzer „Barbarossa". Die Bulgaren hatten an diesen Stellungen, die nicht weit von dem Höhenkamme lagen, offenbar über Nacht gearbeitet. Schon nach dem zweiten Schusse hatte das Kriegsschiff die richtige Entfernung gefunden, und es war eine Pracht, die Granaten der Breitseiten wie mit einem Lineal ausgerichtet, einschlagen und die bulgarischen Geschütze zum Schweigen gebracht zu sehen.

Der 15. November brachte etwas mehr kriegerisches Leben. Die türkischen Kriegsschiffe waren, mit Ausnahme des „Barbarossa" und der Torpedoboote verschwunden und, nach dem Geschützfeuer zu schließen, vor dem Küstenorte Silivri tätig; wahrscheinlich um von Süden her die Täler zu bestreichen, die von bulgarischen Truppen auf dem Marsche nach Tschataldscha passiert werden mußten.

Die Abwesenheit des größeren Teils der Flotte ermutigte die bulgarische Artillerie am 16. November mit dem „Barbarossa" anzubinden. Ich vermute, daß man die Türken zur Räumung der Bucht zwingen wollte, damit die Schiffe bei einem geplanten Nachtangriff nicht eingreifen könnten. Wenn dies die Absicht war, so scheiterte sie vollständig. Nicht nur die bulgarischen Feldbatterien, sondern auch verdeckt hinter dem Berghange stehende bulgarische Positionsgeschütze, deren Baß das hellklingende Feldgeschütz begleitete, schossen, wie man zu sagen pflegt, „unter aller Kanone"; nicht ein einziger Schuß schlug näher als hundert Meter von dem Panzer entfernt ein, und dieser beantwortete das Feuer mit der größten Ruhe. Schließlich zogen sich alle Kriegsschiffe bis an den Eingang der Bucht, von wo die Panzer über eine Landzunge hinweg bessere Schießgelegenheit auf die bulgarischen Positionsgeschütze hatte, die denn auch bald ihr Feuer einstellten. Wenn nun bulgarischerseits tatsächlich ein Nachtangriff beabsichtigt gewesen war, so wurde dieser am nächsten Morgen um 3 Uhr früh sehr halbherzig unternommen und mußte deshalb fehlschlagen. Er richtete sich von Tschataldscha aus gegen Nagaschköi und sollte durch Masseninfanteriefeuer vorbereitet werden. Man hatte offenbar außerordentlich viel Gewehre und gewaltige Mengen Munition unter dem Schleier der Nacht herangebracht, denn das Feuer schallte wie ein ununterbrochener rollender Donner. Nach einer Viertelstunde verstummte es wieder, doch das anschließende Hurra von Sturmkolonnen blieb aus. Das Feuer der türkischen Geschütze zeigte aber durch seine Ruhe an, daß der Nachtangriff abgeschlagen war.

Ihm sollte freilich am 17. November ein allgemeiner Artilleriekampf folgen, der auf dem linken Flügel beginnend sich schnell nordwärts die ganze Linie entlang fortsetzte. Im Zentrum und auf dem rechten Flügel gewannen die türkischen Batterien bald die Oberhand. Ferner und ferner tönte dort das Bellen der zurückgehenden bulgarischen Batterien, während auf dem linken Flügel die Beschießung des Angreifers durch die Schiffsgeschütze noch lange fortgesetzt wurde, wobei viele Dörfer in Flammen aufgingen. Die artilleristische Vorbereitung eines allgemeinen Angriffes war somit den Bulgaren ebenfalls mißlungen, und die französischen Korrespondenten, die bei Lule Burgas von einem Siege Creusots über Krupp faselten, mußten jetzt über einen Sieg Krupps über Creusot berichten. Der 18. November verlief ruhig und bestätigte damit den Fehlschlag der bulgarischen Pläne.

Trotzdem darf man die Lage der türkischen Armee keineswegs als durchaus günstig betrachten. Die Cholera ist ein schrecklicherer Feind als der Bulgare. Tausende fallen ihr in Hademköi zum Opfer, und sie macht sich auch auf dem linken Flügel bemerkbar. Die Bulgaren sollen freilich nicht minder leiden. General Cholera vernichtet hoffentlich nicht beide Armeen.



Allerlei.

Der Ertrag aus den sogen. Börsensteuern beläuft sich nach einer Meldung der „Germania" auf 55 Millionen Mark. Damit ist der Etatsvoranschlag erheblich überschritten, obwohl dieser schon so wie so um rund 18 Millionen höher angenommen worden ist, als der ursprüngliche Anschlag im Reichsregierungsentwurf.

Nach sieben Jahren die Sprache wiedergewonnen. Der bei einem Restaurateur in Schlesiengrube wohnhafte Karl Maura erkrankte im Jahre 1905 als Schulknabe an Genickstarre und verlor infolge dieses Leidens die Sprache vollständig. Bei der Arbeit hat sich der Junge Mann vor einigen Wochen überangestrengt, so daß er das Bett hüten mußte. Es bildete sich an der rechten Brustseite eine Anschwellung, die der Arzt opperierte. Hierbei schrie M. infolge der Schmerzen plötzlich auf und stieß zum ersten Male nach so langer Zeit richtige Laute aus. Seit der Operation, die glücklich verlief, spricht M. wieder völlig normal. Nach ärztlichem Gutachten handelte es sich bei der Stummheit um eine schwere funktionelle Störung resp. Lähmung des Sprachsinnes, die durch die gewaltsame Erschütterung des Nervensystems bei der Operation behoben wurde.

Mit dem Bau einer elektrischen Drahtseilbahn auf die Wartburg ist man gegenwärtig beschäftigt. Mit dieser Bahn sollten auch die Materialien für das neue Wartburghotel auf die Höhe befördert werden.

Der englische Grundbesitz in Südamerika hat infolge Erwerbs von Konzessionen für einen Besitz von 60 000 Quadratkilometer in dem brasilianischen Staate Amazonas einen erheblichen Zuwachs erfahren. Im Parlament zu Rio de Janeiro wurde darauf hingewiesen, daß in dem Besitz eines derartig großen Gebietes durch Engländer eine ernste Gefahr drohe.

Ein Opfer des Balkankrieges ist der Wiener Bankier Julius Bachrach geworden; er erhängte sich, nachdem er durch Kursstürze an den Börsen etwa 2 Millionen Kronen verloren hatte.

Vier Häuser für fünf Mark! Aus Gotha kommt die Nachricht, daß dort bei der Versteigerung von vier alten an einer Sackgasse gelegenen Häusern ein Höchstangebot von 5 Mark abgegeben wurde. Nachdem verschiedene Interessenten sich dahin geäußert hatten, daß sie nicht nur nichts bezahlen könnten, sondern daß man ihnen noch mehrere hundert Mark herauszahlen müsse, wenn sie sich überhaupt zum Abbruch entschließen sollten, gab ein Geschäftsmann ein Gebot von fünf Mark für alle vier Häuser ab. Da er hiermit der Höchstbietende blieb, dürfte er, wenn auch nur vorübergehend, vierfacher „Hausbesitzer" werden.

Ein drakonisches Urteil gegen betrügerische Fabrikanten wurde soeben in Beziers (Frankreich) gefällt, wo zwei Destillateure zu zusammen über anderthalb Millionen Frank Buße, der fünffachen Brennsteuer und zur Konfiszeirung sämtlicher Apparate verurteilt wurden, weil sie beträchtliche Mengen von Tresterschnaps, sogenannten Marc, unter der Bezeichnung Weingeist versandt hatten. Die beiden Fabrikanten sind vollkommen ruiniert.

der Erforschung, nach Ashbunham, zu begeben, wo er ungeahnt ein überraschendes Resultat erfahren sollte. Man erzählte ihm, als er das Gespräch darauf brachte, unter anderm auch die traurige Geschichte der unglücklichen Käthe Cameron. Eine arme, unglückliche Lady, hieß es, sei vor vielen Jahren mit ihrem Kinde krank in Ashbunham eingetroffen und gestorben, ehe sie noch ihren Namen habe nennen, welche auf ihre Herkunft hätte schließen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Es gibt nur einen „Kornfranck"!
Lassen Sie sich nicht durch ähnliche Namen täuschen!

20

Ibach

Kais. und Königl. Hof-Flügel-Pianino-Fabrikant, gegr. 1794

empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen **PIANOS** und Flügel in altbewährter Güte, IBACH PIANOLA-PIANOS, d. h. IBACH Pianos mit **eingebautem** Klavierspielapparat, Pianolas mit Themodist u. Metrostyle, sowie Harmoniums. — Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses IBACH. Neuheit: **Transponierflügel** Pat. F. v. Kraus-Ibach.

RUD. IBACH SOHN,
BARMEN.

Prima frisch. Pökelfleisch,
Beine, Rückgrat-, Rippen-, Kopf- und dergl. Stücke vers. i. Kübb. od. Dosen v. ca. 25, 35 u. 50 Pfd. zu 40 Pfg. d. Pfd. unt. Nachn.
Westf. Fleischwarenfabrik m. b. H., Rheda. Gegründet 1879.

	M
Holzbettstelle mit Sprungfedermatr.	39.00
Sofas 39.00, 45.00	55.00
Vertikows	35.00
Waschkonsolen	16.50
Kleiderschränke	26.00
Küchenschränke	35.00
Trumeaux	35.00
Chaiselongue	35.00

Großes Lager in allen
Einzelmöbeln, Sesseln, Stühlen, Kleinmöbeln, Teppichen, Vorlagen, Läuferstoffen, Fellen, Gobelins, Portièren u. s. w. 7341

Wolf & Strauss,
Bochum,
Kortumstrasse 2.

Bettnässen
Befreiung sofort. Alter u. Geschlecht angeben. Auskunft umsonst: Dr. med. **Heusmann & Co., Velburg 47 Bay.**

Solider Arbeiter
erhält Feuerversich.-Agentur. Bewerbung nach **Dortmund Postschließfach 109**

Jugendl. Arbeiter
finden sofort lohnende Beschäftigung. Mittagessen im Werk zu haben. r 194
Glashütte Königssteele.

Hoher Verdienst
für jedermann geeignet, bietet die Vertretung einer alten, reellen und gutfundierten 8123
Krankenkasse.
Weitere Ausk. durch **Haasenstein & Vogler, A.-G., Köln** unter Chiffre „J 5201".

Bürolehrling
auf sofort gesucht. 8119
Dr. Rumberg,
Rechtsanwalt, Bochum.

Ja, das haben die Frauen so gern,
dass ihre Männer elegant gekleidet gehen, **aber, aber** das nötige Kleingeld fehlt. Deshalb benutzen Sie unsere Gelegenheitskäufe in

wenig getragenen Mass-Garderoben

von Ia. Schneidern gearbeitet, teilweise auf Seide für **10.—, 12.—, 16.—, 20.—** usw.
Abteil. II: Neue schike Garderoben.
Gesellschafts-Anzüge leihweise für 5.— Mk.

Kaufhaus für Herrenbekleidung **G. m. b. H.**

38 ESSEN 38
Kettwigerstrasse
drekt am Hauptbahnhof.
Bei Einkaufpon 20 Mk. an Fahrtvergütung.

Ein praktisches, billiges u. hervorragend. Weihnachtsgeschenk sind unstreitig meine weltberühmten Rasiergarnituren.



Wegen Geschäfts-Aufgabe
riesig billiger Verkauf
meines reich sortierten Lagers in sämtlichen Artikeln,
Manufakturwaren, Jackenplüsche, Velvets, Kamelhaardecken, Straussfedern etc.
Restegeschäft S. Pfeifer, Essen, Viehoferstr. 19.

Die Mitglieder des **landwirtschaftlichen Kulturvereins** werden zu einer

General-Versammlung

auf Samstag, den 7. Dezember 1912, nachm. 5 Uhr, in das Hotel **Bochumer Hof** (früher Vittoria) zu Bochum ergebenst eingeladen. 8142

Tages-Ordnung:
1. Abnahme der Jahresrechnung für das Jahr 1911/12.
2. Bewilligung einer Beihilfe für die Obst- und Gartenbau-Ausstellung im Jahre 1913 in Dortmund.
3. Vortrag des Herrn Dr. Hasentamp, Leiter der Tierseuchenstelle der Landwirtschaftskammer in Münster: „Die wichtigsten Erkrankungen des Nutzviehes und ihre Bekämpfung."
4. Verschiedenes.

Bochum, den 23. November 1912.
Der Vorsitzende des landwirtschaftlichen Kulturvereins:
Landrat **Gerstein,** Königl. Polizeipräsident.

Weihnachts-Ausstellung
der Möbelfabrik
F. Schniewind, Bochum,
Alleestr. 16—18. Maarbrückerstr. 7 u. 7a.

Perser Teppiche in grosser Auswahl,
Deutsche Teppiche aus den ersten Fabriken,
Tischdecken, Gardinen, Dekorationen,
Clubsofas u. Sessel mit Leder u. anderen Bezügen,
Flurgarderoben, Truhen, Dielenmöbel,
Worpsweder Fabrikate.
Rauch- und Nähtische. Damen-Toiletten.
Kleinmöbel aller Art. 8057

Meisterkurse für die Provinz Westfalen.

Am **6. Januar 1913** beginnt je ein neuer achtwöchiger **Meisterkursus** für Schneider, Schuhmacher, Bau- und Möbelschreiner, Stuben- und Dekorationsmaler, Klempner und Installateure für Gas- und Wasseranlagen, Kunstschmiede und Bauschlosser, sowie Stellmacher und Wagenschmiede im Gebäude der Handwerker- u. Kunstgewerbeschule in Dortmund, Brügmannstraße 25.

Aufgenommen werden Meister und solche Gesellen, die sich in Kürze selbständig machen wollen und die Gesellenprüfung abgelegt haben. Gesellen, welche diese Prüfung noch nicht nachweisen können, aber an einem Meisterkursus teilnehmen wollen, tun daher gut, sich sofort zur Ablegung der Gesellenprüfung zu melden.

Anmeldungen zu obenerwähnten Meisterkursen sind bis spätestens **15. Dezember ds. J.** unter Beifügung eines selbstgeschriebenen Lebenslaufes, eines amtlichen Führungszeugnisses und der Ausweise über die Lehrlings-, Gesellen-, Militär- und eventl. Meisterverhältnisse an den unterzeichneten Leiter der Kurse einzureichen.

Das Unterrichtsgeld beträgt 20 Mk. für den Kursus. In der Regel erhalten die Teilnehmer reichliche Beihilfen zum Lebensunterhalt.

Geschäftszimmer des Leiters:
Dortmund, Brügmannstraße 25,
im Gebäude der Handwerker- und Kunstgewerbeschule.

Die Westfälischen Handwerkskammern sind zu weiterer Auskunftserteilung gern bereit.

Dortmund, den 19. November 1912. 8112

Das Kuratorium der Meisterkurse: **Dr. Eichhoff,** Oberbürgermeister.
Der Leiter: **Rexling,** Direktor.

Filiale: Hattingen, Bruchstr. 11.

Bielefelder Dampf-Waschanstalt und Neuplätterei
Fr. Schmiedinghoff, Bochum,
Gardinenwäscherei nach Plauener System.
Gegründet 1900.
Goldene Medaille Bochum 1912
für hervorragende Leistungen. 8035

---

6 Mark Statt 15 Mark **nur 6 Mk.**



Prachtvolle Remontoir-Gloria-Silber-Herrenuhr m. 3 stark. herrlich graviert. Kapseln u. Sprungdeckel Ankerwerk, auf Steinen laufend, genau gehend, 3 Jahre Garantie Gegen Nachn. v. 6 Mk. zollfrei. Uhrenf. **J. König,** Wien, III/3 Löwengasse 51. 351 5 Pfenn.-Postk. gült.

Riesenverdienst!
mit gering er Mühe ohne Risiko durch Vertre ung m. Zugartikel, Neuheiten, Patentschlager, **Weihnachtsgeschenkartikel.** Näh. ratis auf Anfrage per Karte. 8120
Ost. Pötters, Düsseldorf 93.

Persil
wäscht ohne Reiben und Bürsten!

::: Bestes selbsttätiges ::: Waschmittel!
Erprobt u. gelobt!
Erhältlich nur in Original- — Paketen, niemals lose. —
HENKEL & Co., DÜSSELDORF.
Allein. Fabr. auch d. allbeliebten
Henkel's Bleich-Soda

Geld-Darlehn
an grundreelle Personen ohne Bürgen gegen Möbelsicherheit I. u. II. Hypotheken. Näh.: **Voigt** Bochum, Kronenstr., Ecke Hattingerstr. 1. Sprechst. 9—1½, 3½—7½, Sonntags 9—1 Uhr.



Auf bald ein braves und propp. ev. 7999
mädchen
für alle Arbeiten im Haushalt v. 3 Erwachs. gesucht. Zentralheizung, Gasherd, gute Behandlung, guter Lohn. Angebote mögl. m. Zeugnisabschrift. erb
Frau **F. W. Oberhoff,** Barmen-Rott., Oberwallstr. 28.

Verlässlicher Mann
zur Uebernahme einer Versandstelle in jedem Bezirk für dauernd gesucht. Beruf und Wohnort gleich ohne Kapital- edarf kein Risiko, auch als Nebenverdienst geeignet Einkommen monatl. 500 Mk. Nur strebsame Leute werden angestellt. Auskunft kostenlos unt. G. 8074 bef. **Daube u. Co.,** Köln am R ein.

Rottstr. 37 Kaufm. Privat-Lehranstalt von M. Pyra.

Gegründet 1894. **Separatkurse für Damen und Herren.** Fernruf 1364. 11245

12 Schreibmaschinen stehen meinen Schülern zur Verfügung.

Keine Filiale! Um Irrtümer zu vermeiden, wende man sich **nur BOCHUM, Rottstrasse 37.**

Zweites Blatt zu Nr. 48.

Bilder aus dem Balkankriege.

☐ Ein besiegtes Volk vor dem Hungertode.

„In diesem Winter wird Europa eine Nation in den Klauen des Hungertodes sehen. In einem Maße, das man bisher selbst in Indien und China kaum erlebte, hat die Hungersnot das Volk der östlichen Türkei heimgesucht", mit diesen Worten beginnt der bekannte englische Publizist Allan Ostler die Voraussage einer Tragödie, die alle Greuel und alle Not des Balkankrieges weit hinter sich lassen wird. Jenseits aller kriegerischen Tragödien ballt sich in diesen Wochen eine Flut des Jammers zusammen, die über einem ganzen Volke zusammenschlagen wird. Eine Volksmasse, die in ihrer Zahl weit über eine Million hinausgeht, hat in hastiger Flucht ihre Heimstätten und damit die Quellen ihrer Lebenserhaltung verlassen. Ja, es gehört zu den Seltsamkeiten dieses Krieges, daß ein weites Land buchstäblich verödet, weil Mann, Weib und Kind auf der Flucht vor dem Feinde ihre Heimat verlassen und doch nicht wissen, wo sie morgen ein schützendes Dach und ein Stück Brot zur Stillung des Hungers erlangen können. Und während die Zeitungen fast ausschließlich Telegramme und Berichte über den Verzweiflungskampf eines zerrütteten Heeres gegen siegreiche Gegner berichten, strebt hinter diesem Bild von Siegen und Niederlagen das furchtbare Schicksal einer Vollendung zu, die nicht ein Heer trifft, sondern ein Millionenvolk von hilflosen Bauern, die kaum wissen, warum gekämpft wird und nur ahnen, daß dieser Krieg für sie Armut, Heimatlosigkeit und Verzweiflung bedeutet. Ostler schildert die furchtbaren Szenen, die er bei dem Ritt durch das Land nach der Schlacht von Lüle-Burgas überall mitansah, schildert die von der fliehenden Bevölkerung überfüllten Straßen und Wege, diesen Zug der Hunderttausende von Menschen, die sonst mit Pflug und Egge still um ihr tägliches Brot kämpften. „Hier erst begann ich zu fühlen, daß die Tragödie dieses Landes unsagbar viel größer und schwerer ist als die Tragödie der Armee. Wohin ich kam, in Dorf, Stadt und Weiler: ich fand nur leere Hütten, verlassene Häuser und von Flüchtlingen besäte Straßen. Nein, gedrängte Straßen: und dieses Wort gibt nichts von dem Zustand, in dem diese Flüchtlinge sich befinden. Man suche es sich in Europa einmal vorzustellen, was das bedeuten würde; ganze Provinzen sind in 14 Tagen buchstäblich vollkommen entvölkert, alle Bewohner, aber auch alle, Bauern und Handwerker, Kinder und Greise, Frauen und Säuglinge, haben ihre Hütten plötzlich im Stiche gelassen, ihren Ochsenkarren geschirrt und sind davongezogen, ohne mehr von ihrem Eigentum mitzunehmen, als die Räder und der Rücken tragen können. Und dieses Heer von unglücklichen, rastlosen, hilflosen Menschen wird dann von einer Horde hungernder verzweifelter Soldaten weiter gestoßen und bei Seite geworfen auf Straßen, die kein Fortkommen gestatten und durch Dörfer, die verlassen, geplündert und vereinsamt sind. Nein, der Fernstehende vermag es sich nicht vorzustellen, Europa hat seit Jahrhunderten solche Szenen und solche Ereignisse nicht erlebt. Und nun mache man sich klar, was dies bedeutet: diese Hunderttausende, diese Millionen von Menschen, drängen, schieben und wanken ein und demselben Ziele zu: der Hauptstadt. Dabei ist die Türkei gebrochen und das Land außer Stande, diese Flüchtlinge vor dem Hungertod zu schützen, auch wenn man berücksichtigt, daß der Zug der Hungernden kleiner wird, weil schon jetzt die Erschöpften am Wegrand liegen bleiben, um zu sterben. Und das ist auch das Los derer, die die Türme von Konstantinopel schauen: außerhalb der Mauern werden sie hinsinken müssen, bis der Hungertod sie erlöst. Und all dieses ist nur der Anfang: und die Folge eines nur dreiwöchentlichen Krieges. Ob die Kämpfe eingestellt werden oder noch weiter dauern: das Unheil ist geschehen. Das Land, das verlassen hinter diesem Volke liegt, wird in einer Generation nicht wieder bevölkert werden können. Erst wird der Tod noch furchtbare Ernte halten. Die kümmerlichen Handvorräte der Flüchtlinge sind erschöpft: und Konstantinopel kann dieser Riesenmasse nicht helfen. Und so ist das unvermeidliche und unaufhaltsame Schicksal dieses Volkes der Hungertod. Schon ist der Winter da. Ein paar Tausend vielleicht mag man hinüberschaffen nach Kleinasien, und selbst dieser Bruchteil wird dann vor der Notwendigkeit stehen, ihr Leben neu aufzubauen. Und inzwischen müssen sie essen. Und Nahrung ist das, was die Türkei gegenwärtig am wenigsten geben kann. Eine halbe Nation wird buchstäblich verhungern."

* * *

** Der Kirchhof der Lebenden,

so nennt der italienische Korrespondent Renzo Larco in einem Bericht des Corriere della Sera Hademköi, das noch vor kurzem das Hauptquartier der Türken war und jetzt ein furchtbares Massengrab geworden ist. Die Bilder, die der Italiener hier, wo die Cholerakranken zu Tausenden enden, mit ansehen mußte, übersteigen an Grausen alles, was der Krieg bisher an Schrecklichem, Schaurigem zeitigte, „was das Auge sieht, übersteigt jede menschliche Fähigkeit der Schilderung. Auf ewig hat Hademköi für uns einen furchtbaren entsetzlichen Klang und nie, fürchte ich, wird ein barmherziges Vergessen mich von der Erinnerung an diese Bilder erlösen." Formell ist das Land ringsum durch die Sanitätspolizei abgesperrt, aber diese Maßnahme ist mehr Schein als Wirklichkeit: ohne angehalten zu werden, kann Larco mit seinem Automobil bis mitten in den Ort fahren. Niemand kümmert sich um sie, „wir hätten weiter fahren können, hätte das furchtbare Schauspiel, das wir hier vor uns sahen, uns nicht allen Mut zur Fortsetzung der Fahrt genommen. Wenn ich an jene wenigen Minuten zurückdenke, die ich in diesem grauenvollen Kirchhof der Sterbenden und der Toten durchlebte, packt mich noch jetzt das Entsetzen wie in jener Stunde, da ich dem Chauffeur zurief, nein, zubrüllte, zu wenden, zu fliehen, zu flüchten." Rechts und links der Straße türmen sich die Karren, auf die die Leichen der Gestorbenen geworfen werden. Hastig schleudert man die irdischen Ueberreste dieser Unglücklichen da hinauf und man kann kaum noch erkennen, daß es menschliche Körper sind, denn die Leiber und die Kleider vermengen sich zu einem unentwirrbaren Chaos. „Und in diese Gefährten des Todes, inmitten der Berge von Leichen, gerät dann in der blinden Hast der Arbeit ein noch Lebender, ein Kranker oder ein Sterbender, der noch atmet und noch die Hände bewegt. Mit einem Schauder müssen wir sehen, wie auf so einem Karren unter einem Haufen zusammengeworfener schwarzer Leichen eine Hand sich noch bewegt und im Krampfe zuckt. Jenseits der Hauptstraße sahen wir Soldaten, die große Gruben aushoben: und daneben lagen zu Hunderten die Leichen, noch in der Stellung, in der der Tod sie überrascht und erlöst hatte. Und dazwischen sterben andere, während unmittelbar neben ihnen das Grab bereits gegraben wird. Ich näherte mich einem Leichenhaufen, um eine Aufnahme zu machen: dann erst sah ich, daß die Hälfte davon noch lebende Menschen waren, Sterbende. Während ich meinen Apparat aufstellte, sehe ich plötzlich, wie der mir am nächsten liegende Körper sich bewegt und eine andere Haltung annimmt. Und als wir dann genauer hinsehen, entdecken wir überall letzte verlöschende Lebenszeichen: noch warm werden diese Opfer der Seuche in die Grube geworfen. Und uns überfällt ein Gefühl, einem Massenmord beizuwohnen, ja beinahe einem Verbrechen. Gewiß, der furchtbare Umfang des Unglückes macht jedes bedachte Vorgehen unmöglich: unmöglich ist es, hier noch zu helfen, ja auch nur Erleichterung zu schaffen, unmöglich, Barmherzigkeit zu üben: hier wird Milde zum Mord. Die entsetzlichen Umstände kennen nur ein Gesetz und eine Pflicht: Schutz für die noch Lebenden, Rettung für die Gesunden. Fort mit allen, denen nicht geholfen werden kann. Wir waren an den Anblick Cholerakranker schon gewöhnt, hatten die endlosen Züge von Wagen gesehen, auf denen Kranke und Sterbende fortgeschafft wurden, wir sahen Menschen auf der Straße hinsinken, zuckend und mit ihrem Todeskampf den Weg versperrend: aber was wir in Hademköi erlebten, stellt alles frühere in den Schatten. Wir haben in Hademköi nur ein Gebiet von 150 Meter durchschritten. Und auf diesem schmalen Raume sahen wir mehr als 2000 Tote mitten unter einer noch zahlreicheren Menge von Sterbenden. Wohin das Auge flüchtet: überall nur erstarrte Körper. Auf einem kleinen Platze zählten wir 500 Leichen, mit aufgerissenen starren Augen und gespenstisch emporgereckten Händen. Hier und dort sehen wir improvisierte hastig aufgeschlagene Baracken: aber sie sind überflüssig und nutzlos. Wir sahen viele Aerzte, die in furchtloser Verachtung des Todes inmitten der Kranken ausharrten, neben den Gräbern. Aber wir wechselten mit keinem von ihnen ein Wort, um nicht den Mund in dieser verpesteten Atmosphäre öffnen zu müssen. Und in uns erstand die Ueberzeugung: hier gibt es kein anderes Mittel, als die Menschen dahinsterben zu lassen, hier ist jeder Versuch einer Hilfe nutzlos und eine Gefahr für die Mitwelt." Dann aber berichtet der Italiener von einer anderen Stätte, an der sich Tausende von Cholerakranken zusammendrängen: unmittelbar an den Toren Konstantinopels. Das ist in San Stefano. Hier finden sich die weniger Kranken zusammen, die Opfer, die noch gehen und sich bewegen können. „Sie leben auf den Plätzen, in freier Luft und jammern, daß sie in ein Krankenhaus gebracht werden sollen. Aber bis man sie holt oder isoliert, leben sie mit ihrer Ansteckungskrankheit mitten unter der gesunden Bevölkerung des Landes. Die noch gehen können, stehen auf und taumeln sich durch die Straßen, hocken sich auf die Bänke, drängen auf die Landungsbrücken, streifen mit ihren verpesteten Gewändern alle Vorübergehenden: um nach Konstantinopel zu kommen, muß man sich mitten durch diese Schar von Kranken drängen. Niemand denkt an Desinfektion oder an Isolierung der Leidenden. Sogar auf das Schiff, mit dem ich fortfahre, drängen sich einige dieser Kranken, setzen sich mitten zwischen Frauen, die ihre Kinder säugen: und niemand verbietet es ihnen. Später werden sie ausgeschifft, aber auf die Stühle, auf denen sie saßen, setzen sich sofort andere Menschen, und es scheint, als ob die Größe des Unglücks die Gleichgültigkeit nur steigern könne."

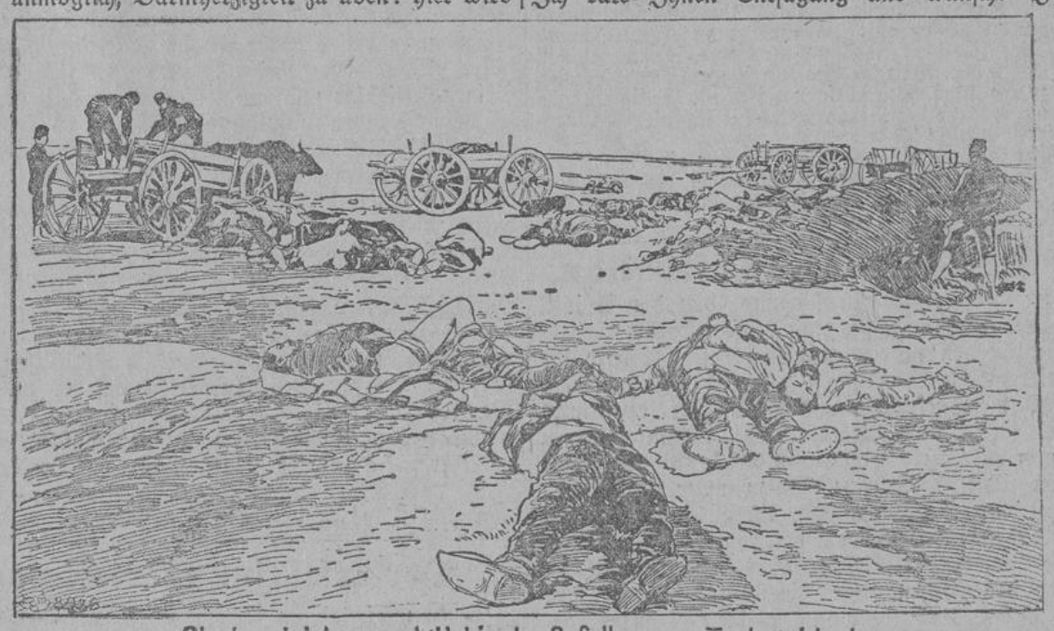
* * *

Aufgefangene Kriegsbriefe türkischer Generale.

Hoch interessante Dokumente aus dem Hauptquartier der türkischen Westarmee, die bei Kumanow eine entscheidende Niederlage erlitt, sind den Serben bei der Verfolgung des Feindes in die Hände gefallen. Es ist eine Anzahl von Briefen, die die türkischen Generale miteinander gewechselt haben, und in die der gewandte Kriegskorrespondent des „Journal", Henri Barby, hat Einsicht nehmen können. Der Inhalt der Briefe wirft bezeichnende Streiflichter auf das traurige Durcheinander und die völlige Kopflosigkeit innerhalb der geschlagenen Armee, und aus dem nachfolgenden Wortlaut einer Anzahl dieser Briefe gewinnt auch der Fernerstehende den Eindruck, daß bei den Türken die Oberleitung vollkommen versagt hat.

Am 24. Oktober schreibt Ali Riza Pascha, der Kommandant von Saloniki, an Issa Boletinatz, den berüchtigten Albanesenführer: „Ihr habt bis heute aus unseren Magazinen 63 000 Gewehre geholt und dabei nichts getan! Prischtina ist gefallen! Das ist eine Schande für den Staat und das Volk und eine Beleidigung für die ottomanische Armee. Ihr habt Eure Versprechungen nicht gehalten. Organisiert nun schleunigst Banden, um den Feind zu beunruhigen, da Ihr nicht imstande seid, ihn zu schlagen!"

Auf die Kunde von der verloren Schlacht bei Kumanow tröstet Ali Riza Pascha seinen leidtragenden Kollegen Zahki Pascha mit folgendem Brief: „Der Verlust der großen Schlacht betrübt mich. Meine Seele ist erfüllt von Schmerz. Das Kriegsglück hat diesmal den Feind begünstigt; das kommt in allen Kriegen vor. Ich rate Ihnen Entsagung und wünsche Ihnen den Mut, die schrecklichen Augenblicke der gegenwärtigen Situation ertragen zu können. Ich werde auch versuchen, Ihnen von hier aus (aus Saloniki) Verstärkungen zu schicken. Gott helfe Ihnen!"



Choleraleichen und türkische Gefallene vor Tschataldscha.

Am 29. Oktober schrieb Fethi-Pascha an Ali Riza: „Ich komme soeben von der großen Schlacht. Das 7. Korps vollkommen vernichtet. Die paar Leute, die mir noch geblieben sind, sind ganz demoralisiert; sie stehen um Uesküb. Ich versuche, aus ihnen einige Kompagnien zu bilden, um den Einmarsch des Feindes in Uesküb zu verhindern." Auch Fethi erhielt von Ali Riza einen Trostbrief: „Ich bin verzweifelt über den Verlust der großen Schlacht, aber das kommt in allen Kriegen vor (!!). Ich bitte Sie, Uesküb zu verteidigen. Ich werde Ihnen, wenn möglich, Verstärkungen schicken."

Zehki-Pascha selbst sandte noch an Ali Riza das folgende Stimmungsbild: „Das 7. Korps Dschavid-Bey's ist dezimiert und ist auf Uesküb zurückgegangen. Sein Angriff auf die Serben ist völlig mißglückt durch die Disziplinlosigkeit der Redif-Division von Tetowa. Als ihm der Rückzugsbefehl gegeben wurde, hat die Division sofort die Flucht ergriffen, und sie hat die Panik unter den übrigen Truppen verbreitet, die ihrem Beispiele folgten. Unsere auptschlacht ist verloren und das 7. Korps ist vernichtet. Man kann aus diesen beiden Armeekorps keine 10 000 Mann mehr vereinigen. Ich ließ sofort die Hodschas (Priester) ins Sandschak abgehen; sie sollen die Bevölkerung zur Erhebung bringen, um das gefährdete Vaterland zu retten. Bisher haben sich nur 15000 Freiwillige einschreiben lassen . . . Uesküb ist verlassen, Furcht herrscht überall. Wir werden das Unmögliche tun zum Heil des Vaterlandes."

Der Kongreß der christlichen Gewerkschaften.

Der zur Stellungnahme zur Enzyklika nach Essen einberufene und von etwa 250 Vertretern besuchte außerordentliche Kongreß der christlichen Gewerkschaften ist heute vormittag im großen Saal des Städtischen Saalbaues eröffnet worden. Der Vorsitzende des Zentralvorstandes, der Reichstagsabgeordnete Schiffer, schlug zunächst vor, in einem Telegramm an den Kaiser auszudrücken, daß die hier versammelten Vertreter von 360 000 christlich-nationalen Arbeitern das Gelöbnis unverbrüchlicher Treue erneuern und bereit seien, für des Vaterlandes Größe und des deutschen Volkes Ehre jederzeit einzutreten. Der Vorsitzende erklärte in seiner Begrüßungsrede, es bedürfe wohl kaum der besonderen Hervorhebung, und

Betonung, daß auch in der gegenwärtigen Lage für die christlichen Gewerkschaften kein Grund vorhanden sei, irgendeine Aenderung eintreten zu lassen. Es bleibe bei den Dresdener Beschlüssen. In den letzten 48 Stunden habe die Streitfrage eine bedeutsame Wendung erfahren. (Es handelt sich um eine neue Interpretation einzelner Stellen der Enzyklika durch die Bischöfe, die in Fulda versammelt waren.) Der Vorsitzende Schiffer teilte weiter mit, daß er ermächtigt sei, zu erklären, daß die Reichsregierung von der Enzyklika vor ihrer Veröffentlichung keine Ahnung gehabt habe. Die „Reichskanzlei" habe besonderen Wert darauf gelegt, daß dies heute in Essen vor dem Kongreß erklärt werde. Den Hauptbericht erstattete dann der Generalsekretär Stegerwald. Er sagte zur Enzyklika selbst, sie verfolge den friedlichen Zweck, den nun seit 12 Jahren andauernden Streit im katholischen Lager über christliche Gewerkschaften und katholische Fachabteilungen zu beenden, und teilte eine neue Interpretation der in Fulde versammelt gewesenen Bischöfe mit, eine Interpretation, die auf Anregung des Bischofs Dr. Schulte von Paderborn zustandegekommen sei und die Bedenken gegen gewisse Stellen der Enzyklika ausräume, in denen man eine äußerste Erschwerung, wenn nicht Unmöglichmachung der Betätigung der christlichen Gewerkschaften erblickt habe. Stegerwald erklärte noch, daß er von dem Kardinal Kopp und dem Bischof Dr. Schulte ermächtigt worden sei, dem Kongreß mitzuteilen, daß diese neue Interpretation die Auffassung der Fuldaer Bischofskonferenz wiedergebe. Stegerwald schloß mit einer Polemik gegen die Berliner und legte eine Entschließung im Sinne seiner Ausführungen vor, die angenommen wurde.

Eine Eingabe des Steigerverbandes.

Der Steigerverband hat anläßlich der Grubenunglücke auf den Zechen Osterfeld und Lothringen eine Eingabe an das preußische Abgeordnetenhaus gerichtet, worin er bittet, das Dienstverhältnis der von den Bergwerksbesitzern gegen feste Bezüge zur Leitung und Beaufsichtigung des Betriebes in Steinkohlengruben angestellten Beamten vom Fahrsteiger abwärts wie folgt zu regeln:

„1. Die Entlassung bezw. Kündigung der in den Paragraphen 73 und 74 des Preußischen Berggesetzes bezeichneten Personen darf nur wegen der in Paragraph 89 desselben Gesetzes angegebenen Gründe erfolgen. Die Schlichtung von Streitfällen aus dem Dienstverhältnis ist für diese Person in die Kompetenz der Berggewerbegerichte zu stellen.

2. Die Bezahlung der verantwortlichen Beamten darf nur in vertragsmäßig zugesicherten Bezügen erfolgen.

3. Die normale Dienstzeit darf für unter Tage beschäftigte Fahrsteiger, Steiger und Fahrhauer höchstens 9 Stunden pro Tag betragen. In der Dienstzeit müssen sämtliche schriftlichen Arbeiten, das Umkleiden und Reinigen vom Grubenschmutz einbegriffen sein. Jeglicher Ueber-, Neben- und Sonntagsdienst ist mit dem 1½ fachen Betrage des durchschnittlichen täglichen Verdienstes zu vergüten. Im übrigen gelten die Bestimmungen über die Sonntagsruhe der Bergarbeiter für sämtliche Grubenbeamten unter und über Tage."

Gleichzeitig ist an sämtlichen Abgeordneten ein Rundschreiben gerichtet worden, worin die Verhältnisse, die nach Ansicht des Steigerverbandes zu dem Unglück geführt haben, geschildert sind.

Das erste Duell im Luftballon.

Bei dem großartigen Aufschwung, den die Aviatik in jüngster Zeit genommen hat und bei der starken Bedeutung, die sie für den modernen Krieg besitzt, dürfte die Tatsache interessieren, daß schon vor 100 Jahren ein Duell im Ballon ausgefochten worden ist. Der Zweikampf fand in Paris im Jahre 1808 statt. Die Duellanten waren zwei Edelleute, M. de Grandpre und M. le Pique. Beide Herren hatten sich in die gleiche Sängerin der Kaiserlichen Oper verliebt und entschlossen sich, ihren Streit mit der Waffe zu beenden. Da aber ein gewöhnliches Duell dem romantischen Sinn der Kavaliere nicht behagte, wählten sie eine ganz neue Form; den Zweikampf in der Luft. Es wurden zwei Ballons von ganz gleicher Größe hergestellt und im Tuilerien-Garten verankert. Am verabredeten Tage erschienen dort die beiden Gegner, und jeder stieg, unter den Augen einer gewaltigen Menschenmenge, in seine Gondel. Die Uebereinkunft ging dahin, daß die Edelleute nicht aufeinander, sondern auf den Ballon des Gegners schießen sollten; zu diesem Zwecke hatten sie sich nicht mit Pistolen, sondern mit schweren Büchsen versehen. Man rechnete darauf, daß am Ende der Ballon des einen Gegners zerreißen würde. Dann mußte das Gas ausströmen, und der Betreffende stürzte mit seinem Ballon zur Erde. Dem Sieger sollte dann die Dame allein gehören, wozu die Schöne ihre Einwilligung ausgedrückt hatte. Auf ein vorgeschriebenes Signal hin wurden die Taue losgeschnitten, an denen die Ballons befestigt waren, und unter allgemeiner Spannung begann der Aufstieg. Ein mäßiger Wind trieb die beiden Kämpfer vorwärts. Als sie etwa 500 Meter hoch schwebten, ertönte ein neues Signal, das den Beginn des eigentlichen Duells ankündigte. Le Pique schoß zuerst, verfehlte jedoch sein Ziel. Nun legte Grandpre an, und seine Kugel schlug des Gegners Ballon gerade in der Mitte durch. Mit unheimlicher Geschwindigkeit stürzte nun le Pique ab und kam mit völlig zerschmetterten Gliedern am Erdboden an. Der Sieger stieg dagegen triumphierend in die Höhe und setzte seine Luftreise fort, bis er sieben Meilen von Paris glücklich landete. Es ist nicht bekannt, ob die schöne Künstlerin, zu deren Ehren das seltsame Duell stattgefunden, nun auch ihr Versprechen eingelöst hat.

Hochseefischer.

Endlose Weiten, wiegende Wogen,
Kreischende Möven, seewärts verflogen,
Schäumende Kämme, salzige Lüfte,
Wellengebirge, gähnende Klüfte,
Tückischer Nebel, klatschender Regen,
Eisige Böen brausen entgegen;
Rollen und Schlingen und — Hussa juchei!
Immer voran, deutsche Seefischerei.

Schernetz zum Grunde, weiter zur Höh';
Berget an Bord nun die Schätze der See,
Bringt sie zu Lande, sauber und frisch,
Köstliche Gabe für jeglichen Tisch.
— Frohgemut wagend, ferne und nah,
Markige Männer — „Hipp — Hipp — Hurra!"

M.-L.

Teuerung und Seefisch.

Was vor Jahresfrist prophezeit wurde, ist eingetroffen: ein Beefsteak, eine Portion Kalbs- oder Hammelbraten wird wohl nächstens als „Schlemmergericht" bezeichnet werden müssen. Da richtet man denn sein Augenmerk wieder auf den Seefisch, dessen bedeutender ökonomischer und hygienischer Wert immer mehr erkannt und geschätzt wird. Dies tritt ganz besonders in den Maßnahmen zutage, welche viele Städte zur Hebung des Seefischverbrauchs ergreifen. Die Hauptwirkung verspricht billigen — und für den Tisch ganz gleichwertigen — man sich davon, daß die Frauen und Köchinnen die Fische kennen und schmackhaft zubereiten lernen, und dieses Ziel wird durch die Einrichtung von Kochkursen am schnellsten und sichersten erreicht. Die Seefischkurse, wie sie der Deutsche Seefischerei-Verein in Verbindung mit Stadtbehörden und Vorständen verschiedener Organisationen durch seine Angestellten abhalten läßt, erfreuen sich nachgerade einer nicht geringen Popularität. In der Zeit vom Herbst 1911 bis Sommer 1912 sind durch den Deutschen Seefischerei-Verein in 120 Orten 474 Kurse abgehalten worden, wobei 20 300 Frauen und Mädchen aller Stände unterrichtet wurden; 3700 Gäste nahmen teil an den Kostproben, die sich der praktischen Arbeit anschließen.

Beim Schatzsuchen ermordet.

Ein Todesurteil, das wahrscheinlich nicht mehr vollstreckt zu werden braucht, hat das Schwurgericht Amberg gefällt. Auf einer Krankenbahre wurde als Angeklagter der Arbeiter Julius Beutlich in den Gerichtssaal getragen, um sich wegen Mordes zu verantworten. Beutlich, der aus Luxemburg stammt, leidet an vorgeschrittener Tuberkulose. Er wohnte einige Zeit lang bei einem Arbeiter Schauer in München, mit dessen Tochter er ein Liebesverhältnis anknüpfte. Eines Tages erzählte er dem alten, etwas einfältigen Manne, daß er eine Höhle kenne, in der ein Schatz aus alter Zeit vergraben worden sei. Der Schatz sei leicht zu heben und bestehe aus purem Golde. Natürlich war Schauer sofort bereit, sich an der Hebung des Schatzes zu beteiligen und beide reisten nach Kelheim, in dessen Nähe sich die fragliche Höhle befinden sollte. Von dieser Reise ist nur Beutlich zurückgekehrt. Seiner Geliebten und deren Mutter erzählte er, die Höhle sei beim Graben plötzlich eingestürzt und habe Schauer verschüttet. Gleichzeitig verbot er aber den beiden Frauen, irgend jemandem etwas von der Sache zu erzählen. Dann begab er sich auf die Wanderschaft, bis er schließlich verhaftet wurde. Die Leiche des Schauer konnte erst nach einem Monat geborgen werden. Es zeigte sich, daß sie Schädelverletzungen aufwies, auch fehlten Uhr und die Barschaft des Toten. Es wurde daher gegen Beutlich Anklage wegen Mordes erhoben. In der Voruntersuchung behauptete er, Schauer sei von den Erdmassen erschlagen worden. Vor dem Schwurgericht gab er zu, den alten Mann durch Stockhiebe getötet zu haben, da dieser mit ihm Streit angefangen habe. Die Geschworenen glaubten aber nicht an diese Darstellung, sondern bejahten die Frage nach Mord, worauf der Angeklagte vom Gerichtshofe zum Tode verurteilt wurde.

Der Esel im Gerichtssaal.

Einen merkwürdigen Schluß erfuhr, wie aus Obornik in Posen gemeldet wird, eine Verhandlung vor dem dortigen Amtsgericht. Ein Pferdehändler, der sich im Besitze eines Esels befand, sollte gegen die Bestimmungen des Gesetzes betreffend die Pflichten des Tierhalters verstoßen haben. Er hatte es nämlich unterlassen, das Tier im Stalle anzubinden, und das kluge Grautier benutzte die Gelegenheit zu einem Ausflug auf die Straße, wobei es allerhand Kapriolen trieb. Schließlich wurde der Esel wieder eingefangen und seinem Herrn zugestellt. Dieser selber aber wurde mit einem Strafmandat von 10 Mark bedacht, da man den Esel ja selbst nicht belangen konnte. Gegen die polizeiliche Strafe legte der Besitzer des Tieres Berufung ein, die das Amtsgericht beschäftigte. Der Mann beteuerte, daß sein Esel ein durchaus liebes Tier sei, das niemandem etwas zu Leide tue und auch nicht zu Gewalttätigkeiten neige. Er beantragte, daß der Gerichtshof sich den Esel einmal ansehen möge. Darauf ging aber das Gericht nicht ein. Da öffnete der Angeklagte die Tür und zum allgemeinen Erstaunen spazierte der Esel in den Gerichtssaal hinein. Der Angeklagte wollte hier sofort mit der praktischen Vorführung der guten Eigenschaften seines Esels beginnen, aber der versuchte Wahrheitsbeweis schlug völlig fehl. Das Tier fing an, sich sehr ungezogen zu benehmen, und allerhand dumme Dinge zu treiben, so daß er schleunigst aus dem Saal wieder entfernt werden mußte. Das Gericht bestätigte den polizeilichen Strafbefehl.

Allerlei.

Wie legte Hauptmann den Nobelpreis an?

Er kaufte sich beim Lotteriekollekteur ein „Promethidenlos", schaffte sich einen kostbaren „Biberpelz" an, bestellte bei einem „Weber" für „Die Jungfern von Bischofsberg" eine Wäscheaussteuer, brachte seiner Frau zum Mittagsmahl einen „Roten Hahn" mit, setzte dem „Armen Heinrich" eine monatliche Unterstützung aus, mietete den „Fuhrmann Henschel" für „Hanneles Himmelfahrt", engagierte einen Kammerjäger, um „Die Ratten" aus seinem Grundstück zu vertreiben, und stellte den Balkanvölkern eine Summe für ein baldigst zu feierndes „Friedensfest" zur Verfügung.

Der Sabberbecher von Letzlingen. Kaiser Wilhelm hat in den letzten Tagen wieder einmal das alte Jagdrevier der Hohenzollern, die Letzlinger Heide, besucht, um daselbst dem edlen Waidwerk obzuliegen. Das alte Jagdschloß von Letzlingen, die Hirschburg, ist dann bei dem gemütlichen Beisammensein der Kaiserlichen Jagdgesellschaft der Ort ausgelassensten Frohsinns. Zur Erhöhung der lustigen Stimmung trägt stets der „Sabberbecher von Letzlingen" bei. Diesen Becher, bestehend aus dem Stangenende eines mächtigen Hirschgeweihes, in dessen ausgehöhlte Krone ein silberner Becher eingelassen ist, stiftete einst König Friedrich Wilhelm III. Eine silberne Platte an dem Geweihbecher verkündet: „Von Seiner Majestät dem König an Ihre Majestät die Königin. Mit der Bitte, gnädigst gestatten zu wollen, daß dieser problematische Becher bei den großen Jagdpartien in Ihrer Majestät Namen den Jagdjüngsten vorgesetzt werde, um auf Ihrer Majestät Gesundheit zu trinken, ohne sich zu besabbern. Fritz. Anno 1803." Der Becher ist demnach jetzt 100 Jahre alt. Mit der Königin ist die Königin Luise von Preußen gemeint. Der Trunk aus dem Becher ist der Humor vom Ganzen. Der Rand des Silberkelches liegt nämlich zwischen der Gabel des Geweihes und kann mit den Lippen nur erreicht werden, wenn man das Gesicht zwischen die Gabel drängt. Es ist das ein Kunststück zu nennen, denn die meisten Jagdgäste berühren den Rand kaum, so daß sie sich beim Trinken mit dem köstlichen Naß — besabbern. Bei jeder Jagdtafel steht der Sabberbecher vor dem Kaiserlichen Jagdherrn, der ihn bei passender Gelegenheit dem Jagdjüngsten und denjenigen, die zum ersten Male an der Letzlinger Hofjagd teilnehmen, zum Trunke auf die Kaiserin reicht. Sobald der Moment des Besabberns eingetreten ist, erfolgt ein vielstimmiges Halloh, in das der Kaiser stets herzhaft mit einstimmt. Auch dem Fürsten Bismarck reichte einst, als er noch Junker war, König Friedrich Wilhelm IV. den Sabberbecher. Dem Junker Otto gelang indessen die Leerung musterhaft, ja noch mehr: er stellte sich wie aus Erz gegossen vor seinem König hin und meldete: „Noch einen, Majestät!" Der König antwortete jedoch scherzhaft: „Na, na, Junker Bismarck, laß er's man gut sein, es könnte ihn sonst noch nach der Fortsetzung gelüsten." — Unser Kronprinz leerte übrigens den Becher ebenfalls, ohne sich zu besabbern.

Der Uebertritt des bayerischen Reichsrats Frhr. v. Cramer-Klett zum Katholizismus erregt in ganz Bayern großes Aufsehen. Frhr. v. Cramer-Klett, der als Besitzer großer Güter und Hauptinhaber der Vereinigten Maschinenfabriken Augsburg-Nürnberg der reichste Mann Bayerns ist, hatte schon früher katholischen Klöstern reiche Zuwendungen gemacht. Infolge seines Uebertrittes zum katholischen Bekenntnis muß er, wie das im Testament seines Vaters vorgesehen ist, einen Teil seiner Güter an die übrigen Erben herausgeben.

Die Tragödie einer Fünfzehnjährigen erregte in Berlin berechtigtes Aufsehen. Die 15jährige Töchter eines Arbeiters, die in einer Färberei als Kontoristin tätig war, hatte eine Festlichkeit für die Angestellten der Färberei besucht. Das Mädchen kehrte erst am andern Morgen heim und schrieb in der Küche einen Abschiedsbrief an die Eltern, in dem es mitteilte, daß es von einem Verwandten des Chefs, der erst vor 14 Tagen geheiratet hatte, verführt worden sei, dann stürzte sich das auffallend hübsche Mädchen mit verbundenen Augen auf die Straße, wo es mit zerschmetterten Gliedern liegen blieb. Die Mutter konnte mit Mühe davor bewahrt werden, Hand an sich selbst zu legen.

Einen Kampf gegen verschanzte Banditen, ähnlich wie seinerzeit die Pariser Polizei gegen die Automobil-Banditen Bonnot und Garnier, hatte die russische Polizei in Czenstochau zu führen. Die Räuberbande hatte sich in einem Gebäude des Jasnogorski-Klosters verschanzt und beschoß und bewarf von dort aus die Polizei mit Bomben, so daß schließlich Truppen zur Hilfe herangezogen werden mußten. In dem Kampfe ist u. a. auch der Schmuggler Wladislaus Dombrowski aus Zawodzie erschossen worden. Dombrowski hatte am 3. November bei einem Zusammenstoß, den der Berliner Kriminalbeamte Bußdorf und der preußische Oberzolleinnehmer Gieseler mit Schmugglern zu bestehen hatten, den Oberzolleinnehmer erschossen.

Ein kaltblütiger Totschläger wurde in Möhrenhausen bei Koburg verhaftet. Der Waldaufseher Schmidt hatte den Schreinermeister Wolf erschossen. Als dessen Bruder und Sohn zur Hilfe herbeieilten, wurden auch diese schwer verletzt. Dann ging der Mörder ruhig nach Hause und legte sich ruhig zu Bett, wo er in festem Schlaf überrascht wurde.

Durch einen kühnen Sprung aus einem mit einer Stundengeschwindigkeit von 90 Kilometer fahrenden Schnellzug entlief bei der englischen Stadt Rugby ein schwerer Verbrecher seinen Transporteuren. Der kühne Flüchtling war unverletzt geblieben.

11 Matrosen der russischen Schwarzen Meer-Flotte, die wegen Meuterei zum Tode verurteilt worden waren, sind in Sebastopol erschossen worden; sechs waren zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt worden.

Heiteres.

Die „Entführung". Er: „Also es bleibt dabei, heute nacht fliehen wir?" Sie: „Ja, Geliebter." Er: „Bist Du auch sicher, daß Du Deine Koffer beizeiten fertig haben Cwirst?" Sie: „Sicher, Papa und Mama haben mir beide versprochen, zu helfen."

Medisance. „Graf Styreni ist bei dem gestrigen Rennen zu Fall gekommen." —

„Ja, das ist ihm schon ein paarmal in der letzten Zeit passiert. Der kann eben keine großen Sprünge mehr machen."

Der Wecker. Tourist: „Na, hör' mal, jetzt vor dem Schlafengehen ißt Du drei Portionen Gurkensalat?"

„Ich möchte morgen früh unsere Partie nicht verschlafen, und der Gurkensalat weckt mich am sichersten auf!"

Wunsch. Führer (der einen Sommerfrischler beobachtet, der die Bergpartien ohne Führer macht): „Dem geizigen Kerl gunnet ich's, daß aus ihm a Marterl wird!"

Plattdeutsche Sprichwörter und Redensarten.

Loa kännen früömden Hahn opp'n Miß trassen.
Leiwer 'n Buuf ferrenken, at 'm Weert watt schenken.
Langeschlöäper, Uhlenkopy, steht füör niegen Uhr nich op.
Loa di watt moalen, dann kriste watt Buntes.
Loa diene Ossen män trecken, Mälke giett se nich, sagg de Buer.
Loa di nich int Bocksboarn jagen!
Liäwen un liäwen loaten!
Man maut sick nich ähr uhttrecken, büs man in 't Bedde geht.
Man löhpet wuohl vom Huowe, oawer nich vam Truoge.
Man maut nich ähr Fisch raupen, büs manne am Stiätt hiätt.
Man twinget wuoll 'n Jesel in 't Waater, oawer nich, datt hä süpet.
Man süht ännen wuoll vüör 'n Kopp, oawer nich int Herte.
Meiten es 'n Düwelstwank.
Man seiket nümmes ächter 'm Struk, oder man hiätt sewwers drächter gesiätten.
Mak Niägel met Köppe.
Man kann op däm Meß noah Kölln riehen.
Mak mi känne Wippkes füa.
Man draf nich jedes Woart op de Goldwoage leggen.
Man draf nich ut de Schaule kühern.
Man maut nich alles an de grote Klocke hangen.
Man kann sick so guett verielen aß verwielen.
Man weht wuoll, wamme wiäg geht, oawer nich, wamme wirkömmt.
Man kann viell hören, oawer nix wier vertellen.
Man löpet nich so met Huosen un Schauh in den Hiemmel.
Man maut nich de Nase in Annermanns Pötte stiäcken.

kleine Kerl war von Jugend auf krank gewesen, so daß man auf alles immer gefaßt sein mußte.

Die Mutter aber weinte bitterlich um ihren kranken, kleinen Knaben, an dem sie mit so heißer Liebe stets gehangen hatte, und der das Band gewesen war, das sie so lange an ihren Mann gefesselt hatte; — nun war er tot — und nun war sie auch frei — — — sie atmete auf; denn durch den Trauerflor sah sie die sonnige Hoffnung der Zukunft scheinen.

Gleich am Tage nach der Beerdigung des Kleinen reiste Dora zu ihrer Mutter. Sie kam nie wieder in das Haus ihres Gatten zurück. Und nach einem halben Jahre war schon die Scheidung vollzogen.

Heute ist Dora eine der berühmtesten und gefeiertsten Porträtmalerinnen, aber sie hat nicht wieder geheiratet.

Und Herr Konrad Waldmann streicht nach wie vor seine Porträts herunter. Er ist Professor geworden und hat natürlich unvermeidlich die große goldene Medaille eingeheimst. Sapienti sat!

Aus unserm Kochbuch.



Von Laura Vincent.

Allerlei Fastenspeisen.

Falscher Hase aus Fischfarce. Man nimmt zwei Pfund Fisch irgendwelcher Art, reinigt sie, zieht ihnen die Haut ab und löst das Fleisch von den Gräten. Dann wiegt man es mit einer Zwiebel und einer Handvoll Petersilie fein und gibt vier abgeriebene, in Milch eingeweichte und wieder abgeriebene Semmeln dazu. Wenn alles fein gewiegt ist, mischt man ein Stückchen Butter darunter und gibt drei bis vier Eier dazu. Man legt die Farce jetzt auf ein mit Mehl bestäubtes Brett und formiert sie so, daß sie einem Hasenrücken ähnelt. Dann besteckt man ihn mit stiftähnlich geschnittener Zitronenschale und überstreicht ihn mit Eidotter. Hierauf legt man ihn in die Pfanne, gibt heißgemachte Butter darüber und brät ihn in der Röhre. Man serviert dazu eine

Saure Rahmsauce. Ein paar Löffel Mehl werden mit Butter gelb eingebrannt, dann gibt man eine feingeschnittene Zwiebel daran und füllt mit einem halben Liter saurer Sahne auf. Nun mischt man den Saft des falschen Hasen darunter, läßt noch einmal aufkochen, würzt, wenn nötig, noch mit etwas Zitronensaft, gibt nach Belieben Kapern darunter und gießt die Sauce über den falschen Hasen.

Gedünsteter Fischpudding. Man macht eine Farce wie oben, hackt sie sehr fein, mischt noch einige Löffel voll saurer Sahne darunter, streicht eine Form mit Butter aus, bestreut sie mit geriebener Semmel, gibt die Farce hinein und kocht sie im Wasserbad so lange, bis sie hoch aufgegangen ist. Dann stürzt man sie auf eine Platte, gießt saure Sahnensauce darüber und gibt sie zu Tisch.

Fischwürste. Man macht eine Fischfarce wie oben, die man gut mit Salz und Pfeffer sowie etwas feingehackter Zitronenschale würzt, mischt etwas Wasser darunter und füllt die Farce in Bratwurstdärme. Hierauf brät man sie wie gewöhnliche Bratwürste auf beiden Seiten bräunlich und serviert sie zu irgendeinem Gemüse.

Einfache Fischpastete. Man kocht zwei Pfund Kartoffeln, schält sie und schneidet sie in feine Scheiben. Etwa ein Pfund übriggebliebenen Fisch irgendwelcher Art löst man von den Gräten und zerzupft ihn in kleine Stückchen. Nun streicht man eine Bratpfanne mit Butter, gibt Kartoffeln und Fisch abwechselnd hinein, würzt mit Salz und etwas Paprika, obenauf kommen Kartoffeln. Nun belegt man die Speise mit Butterflöckchen, gießt ein halbes Liter saure Sahne darüber und streut zuletzt geriebenen Parmesankäse und Semmelmehl darauf. Dann bäckt man die Pastete eine knappe Stunde im heißen Ofen.

Rouladen von Reis mit Fischfarce. Ein halbes Pfund guter Reis wird in Salzwasser so lange gekocht, bis er schön aufgegangen ist. Dann gibt man ihn auf ein Sieb, läßt ihn rein ablaufen und stößt ihn im Mörser mit 30 Gramm Butter und vier Eidottern, worauf man ihn mit Salz und Pfeffer würzt. Nun bestreut man ein Backbrett mit feingeriebener Semmel, gibt ein paar Eßlöffel Reis darauf, formt ihn länglich und breit, legt der Länge nach auf die Mitte einen Löffel voll Fischfarce, wie oben beschrieben, und schlägt den Reis von beiden Seiten darüber, so daß man eine längliche Rolle erhält. Wenn aller Reis aufgebraucht ist, wälzt man die Rouladen in zerschlagenem Ei und Semmelbröseln und bäckt sie langsam in heißem Schmalz zu schöner, gelber Farbe.

Rouladen aus Kartoffeln und Fischfarce. Zwei Pfund schöne, mehlige Kartoffeln werden geschält und durchgepreßt. Dann vermengt man sie mit 60 Gramm Butter und drei Eiern, sowie etwas feingeschnittener Petersilie. Aus dieser Masse formt man Rouladen genau so, wie bei dem Reis beschrieben, und beendigt sie auch in derselben Weise.

Ein heller Kopf.

In einer Berliner Gemeindeschule hatte der Lehrer Spree und Havel besprochen und gab den Jungen auf, zur nächsten Stunde drei Tatsachen über einen der beiden Flüsse aufzuschreiben. Die Arbeit des einen Jungen lautete folgendermaßen: „Ich habe an der Spree gewohnt. Ich bin auf der Spree gefahren. Ich bin in die Spree gefallen. Das sind drei Tatsachen über die Spree."

Gestern und Heute.

Eine merkwürdige Sitte, die man sich zuweilen versucht fühlen möchte, auch in Europa einzuführen, herrscht bei einem südafrikanischen Negerstamm. Diese Leute halten es offenbar weder für den Redner noch für den Hörer zuträglich, wenn allzulange Reden geschwungen werden, und es gibt daher bei ihnen ein Stammesgesetz, daß jeder, der in der Oeffentlichkeit sprechen will, dabei auf einem Bein stehen muß. Sobald er den erhobenen Fuß auf den Boden setzt, muß er seine Rede abbrechen.

Denkspruch.

Was die Leute gemeiniglich das Schicksal nennen, sind meistens nur ihre eigenen dummen Streiche.

Schopenhauer.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Die Nachtreiter von Russelville.

Eine Erzählung aus Kentuckys jüngsten Tagen von Gerd Harmstorff.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Hattie drehte das Köpfchen zur Seite, um ihm die Glut auf ihren Wangen zu verbergen. Und nach einer kleinen Weile erst fragte sie beklommen:

„Und heute? — Warum sind Sie heute dennoch gekommen?"

Charles Houston lächelte.

„Es sind eben auch ein paar echte Kentuckier unter ihnen, die ihren Kopf für sich haben, aller Disziplin zum Trotz. Dazu, sich offen gegen mich aufzulehnen, fehlte ihnen zwar das Herz. Aber sie kalkulierten, daß an einer vollendeten Tatsache am Ende auch mein Unwille nichts mehr würde ändern können. Darum brachten sie hinter meinem Rücken ein paar Dutzend Unzufriedene auf ihre Seite und unternahmen in aller Stille auf eigene Faust den Ritt nach New Feliciana. Glücklicherweise war einer von denen, die sie dafür gewonnen hatten, noch im letzten Augenblick anderen Sinnes geworden und setzte mich von ihrem Vorhaben in Kenntnis, als sie noch nicht allzulange unterwegs sein konnten. Da warf ich mich denn natürlich ebenfalls aufs Pferd. Und ich möchte in meinem Leben nicht allzuoft reiten müssen, wie ich in dieser Nacht auf dem kürzesten Wege querfeldein über Stock und Stein geritten bin. Dem Himmel sei Dank, daß ich noch rechtzeitig ankam und meine rebellischen Reiter zu schleunigem Abzug bestimmen konnte, ehe anderes Blut als das eines armen, von Mr. Desmond erlegten Gaules geflossen war."

„Und als das Ihre," fügte Miß Hattie mit tränenverschleierter Stimme hinzu. „O Charles, wenn ich denke, daß ich Sie beinahe getötet hätte! — Daß ich Ihnen so viel Schmerzen bereitet habe, Sie können es mir ja nie — nie verzeihen!"

Nach solcher Unversöhnlichkeit klang die Antwort des jungen Mannes nun freilich nicht, und ob es als ein Zeichen ingrimmigen Hasses anzusehen war, daß Miß Hattie bei Rowland Desmonds Wiedereintritt ihren frischen, roten Mund auf die Lippen des Verwundeten gepreßt hatte, mochte dem Pflanzer mit Recht einigermaßen zweifelhaft erscheinen. Aber er behielt die Gedanken, die er sich etwa darüber machte, jedenfalls einstweilen für sich und begnügte sich, der alten, schwarzen Peggy, die ihm auf dem Fuße gefolgt war, einige kurze Anweisungen für die weitere Behandlung seines hilfsbedürftigen Gastes zu geben. Da auch nach seiner Ueberzeugung der unbedenkliche Charakter der Verwundung keinem Zweifel unterlag und von einer Gefahr für das Leben des Patienten vorläufig nicht die Rede sein konnte, durfte ihn Mr. Desmond nach Anlegung des Verbandes für den Rest der Nacht getrost sich selbst überlassen. Er zog sich mit Hattie zurück, und der Gutenachtkuß, den sie von ihm erhielt, war ein ganz unzweideutiger Beweis dafür, daß er ihr nicht zürnte.

— — — — — — — — — — — —

Da sich im Verlauf der nächsten vierundzwanzig Stunden doch ein kleines Wundfieber eingestellt hatte, blieb Charles Houston noch volle drei Tage auf New Feliciana. Und am dritten Tage hatte er eine längere, ziemlich ernsthafte Unterredung mit Mr. Rowland M. Desmond. Sie war im Anfang von seiten des älteren Mannes ein wenig steif und gezwungen, und sie schien sogar, als Charles Houston mit all der freimütigen Wärme seines Naturells um Miß Hatties Hand geworben hatte, eine recht bedenkliche Wendung nehmen zu wollen. Denn Mr. Desmond, der am Fenster stand und angelegentlich in die Landschaft hinausblickte, erwiderte auf diese Werbung nach einem verdächtig langen Schweigen:

„Meine Tochter ist eine freie Amerikanerin, Mr. Houston, und sie weiß, daß ich in Heiratssachen niemals einen Zwang auf sie ausüben werde. Ob sie aber eines Mannes Frau werden kann, der mir möglicherweise morgen im Kampf auf Tod und Leben gegenübersteht, darauf mögen als Gentleman Sie selbst sich Antwort geben."

„Well, Mr. Desmond — wenn ich derartiges für möglich hielte, würde ich mir allerdings lieber die Zunge abgebissen haben, als daß ich Miß Hattie von meiner Liebe gesprochen hätte. Aber ich meine, Sie könnten nunmehr ruhigen Gewissens das Kriegsbeil begraben, das Sie so tapfer gegen die Tabaks-Union geschwungen haben. Ihr Diener hat mir heute mehr als ein Dutzend Zeitungen aus meiner Office in Russelville gebracht, und ich habe daraus ersehen, daß man heute in ganz Kentucky und Tennessee von nichts anderem spricht, als von der gloriosen Art, wie ein Urenkel des Colonel Boon mutterseelenallein einem ganzen Trupp von Nachtreitern die Stirn geboten hat. Sie haben der Welt bewiesen, Mr. Desmond, daß ein Kentucky-Mann vom alten Schlage sich zu nichts zwingen läßt. Und kein Mensch in den Vereinigten Staaten kann jetzt noch von feigem Nachgeben reden, wenn Sie nun, da Sie Ihre persönliche Freiheit so mannhaft gewahrt haben, ohne jeden Zwang Ihrer besseren Ueberzeugung folgen."

Es war ohne Zweifel eine kühne Rede, aber sie

reizte seltsamerweise Rowland Desmond nicht zum Zorn.

„Und wer sagt Ihnen, junger Mann," fragte er langsam und ruhig, „daß ich bis jetzt gegen meine bessere Ueberzeugung gehandelt habe?"

„Mein gesunder Menschenverstand sagt mir's, Mr. Desmond, und mein felsenfestes Vertrauen in den Ihrigen. Der Mann, der sich länger, als es ihm durch seine Ehre zur Pflicht gemacht wurde, von einem Spekulanten-Konsortium begaunern ließe, nein, beim Himmel, der Mann ist Rowland Desmond nicht."

Er hatte das alles im Tone fröhlichster Zuversicht gesprochen, und es mußte ein Ton nach Mr. Desmond's Herzen gewesen sein, denn der Pflanzer wandte den Kopf und ein Lächeln ging über sein Gesicht.

„Meinen Sie, Charles? — Nun, es mag sein, daß Sie recht haben."

„Hurra! — So ist endlich alles wieder im rechten Geleise. — Sie erklären Ihren Beitritt zum Pflanzerverbande, und ich — —"

„Halt, junger Mann! — In so scharfer Pace reiten wir nicht. Ihrem Pflanzerverband trete ich nicht bei — heute und morgen wenigstens noch nicht. Aber daß ich an den Trust oder an die Agenten der italienischen Regie kein Blatt mehr verkaufen werde, das ist allerdings schon seit Monaten so sicher wie das Amen nach der Predigt."

„Und warum haben Sie — —"

Warum haben Sie das nicht längst erklärt? hatte er fragen wollen. Aber er besann sich noch zur rechten Zeit. Wußte er doch, daß Rowland Desmond seinen Entschluß nur deshalb für sich behalten hatte, um als echter Kentuckier auch den leisesten Anschein schwächlichen Nachgebens unter irgendeinem äußeren Zwange zu vermeiden. Und im Grunde war es ja auch für ihn verzweifelt gleichgültig, aus welchen Beweggründen sein künftiger Schwiegervater bisher gehandelt hatte oder jetzt handelte. Wenn er nur wirklich sein künftiger Schwiegervater war. Das allein war es, worauf es jetzt noch ankam. Und der Pflanzer von New Feliciana mußte wohl nicht länger etwas gegen die Uebernahme dieser Würde einzuwenden haben. Denn als eben jetzt Miß Hattie ins Zimmer kam, sagte er in dem allertrockensten Tone, über den er verfugte:

„Dieser junge Mann da hat mir soeben gestanden, daß er doch in räuberischer Absicht hierher gekommen ist. Und mir scheint, daß er nicht gesonnen ist, sich ohne neues Blutvergießen seinen Raub wieder abjagen zu lassen. Mag er ihn denn meinetwegen in Gottesnamen behalten! Vielleicht wird dies das beste Mittel sein, ihn von seiner gefährlichen Vorliebe für nächtliche Ausflüge zu kurieren."

Ende.

Bourbonen in Indien.

Als der französische Reisende Louis Rousselet im Jahre 1867 als Gast der damaligen Begum von Bhopal in Jehanghirabad im Moeti Bungalow wohnte, hatte er bei einer Gesellschaft in seiner Wohnung eine seltsame Begegnung. Vom Portier angekündigt, trat ein katholischer Geistlicher herein, auch von den Muselmanen ehrerbietig begrüßt, der den Reisenden zu seiner Verwunderung französisch ansprach und sich als Landsmann vorstellte. Er hatte schon längst Rousselet aufsuchen wollen, war aber noch nicht eher dazu gekommen, da sein Dienst bei Madame Elisabeth de Bourbon ihn fernhielt und diese selbst auf einen Besuch des französischen Reisenden wartete. Nunmehr lud sie ihn auf den folgenden Tag ein. Das war nun doch die größte von allen Ueberraschungen, die Rousselet auf seiner Reise erfahren hatte, und anfänglich war er geneigt, das ganze für eine Mystifikation zu halten; doch erklärte er sich schließlich bereit, der Einladung zu folgen. Nach Angaben der eingeborenen Großen war alles richtig. Die Dame wurde Doelan Sirkar genannt, die Königin der Bräute, obwohl sie etwa 70 Jahre alt war, doch sei ihr wirklicher Name Bourbon Sirdar. Sie war sehr reich, besaß große Lehnsgüter und nahm den ersten Rang unter den Vasallen des Landes ein. Am nächsten Tage begab sich Rousselet, von seinem Gefährten Schaumburg begleitet, auf seinem Elefanten zu der geheimnisvollen Fürstin. Ihr Haus war einfach, aber weitläufig gebaut, Scharen von Dienern empfingen die Fremden und führten sie in einen großen Saal vor die Prinzessin, die ihnen entgegenkam und ihnen herzlich die Hand drückte. Auf ihre Fragen berichtete sie dann über ihre und ihres Geschlechtes Herkunft.

Im Jahre 1557, zur Zeit Akbars, kam ein Europäer namens Jean de Bourbon und nach seiner Angabe von hohem Adel an den Hof von Delhi. Er gab an, im Alter von 15 Jahren 1541 von türkischen Seeräubern gefangen worden zu sein. Er war dann Soldat in Aegypten und wurde von Abessiniern zum zweiten Male gefangen, die ihn aber als Christen gut behandelten, und auf deren Schiffen er nach Indien gelangte. Gewonnen durch seine feinen Manieren, gab ihm Akbar eine Offiziersstelle und ernannte ihn später zum Chef der Artillerie. Aus seiner Ehe mit einer georgischen Sklavin hinterließ er zwei Söhne, von denen Alexander der Günstling des Kaisers Jehanghir wurde, der ihn zum Palastmarschall ernannte. Der letzte in diesem Erbamte war Faradi (Ferdinand) Bourbon, dessen Sohn Salvador nach dem Einfall der Perser sich auf seine Güter zurückzog, wo er als unabhängiger Nawab herrschte. Dieser kleine Staat wurde aber 1794 durch den im Dienste des Scindjah stehenden französischen Abenteurer Kapitän Fantosme zerstört, also gleichzeitig mit dem Sturz der Bourbonen in Frankreich. Der flüchtige Fürst wurde in Narwar ermordet, seine Söhne fanden Schutz in Bhopal, wo Baltasar 1816 Staatsminister wurde. Zwei Jahre später schloß er als Vormund und Regent zum Schutz gegen die Mahrattas den Bund mit England. Dieses Mannes Witwe war Elisabeth. Außerdem hinterließ er einen Neffen Bonaventura, der an der Spitze des ganzen, von Jean de Bourbon abstammenden Clans steht, etwa 400 Familien, die den Namen Frantzis führen und den christlichen Glauben bewahrt haben. Nach einem alten Siegel Jeans nannte er sich Herr von „Barri und Mergahr" (wohl Berry und Mercoeur). Nicht unmöglich wäre es, daß dieser Prinz ein unechter Sohn des bekannten Connétable von Bourbon war, der 1527 vor Rom erschossen wurde.

Ein Bericht des „Imperial Gazetteer of India" über die Bourbons von Bhopal gibt eine andere Version ihrer Herkunft. Danach soll Jean Philippe de Bourbon-Navarra 1560, wegen eines Duells aus Frankreich ausgewiesen, nach Indien gesegelt sein, wo er eine Tochter Akbars Juliana aus dessen Ehe mit einer Christin heiratete. Letztere soll die älteste Christenkirche in Agra gestiftet haben. Hiernach müßte Jean Philippe ein Sohn Karls von Vendosme sein und ein Bruder Antons von Navarra. Der a. a. O. gegebene Stammbaum zeigt, daß die Bourbons meist christliche Frauen heirateten, darunter mehrere Engländerinnen, zu denen auch Prinzessin Elisabeth gehörte.

Humor.

Erster. „Ist denn Karl in irgend etwas Erster?"

„Jawohl, er ist immer Erster zur Schule draußen, wenn es läutet."

Kunst und Wissen.

Musik als Heilmittel. Schon viele Aerzte haben den Heilwert der Musik für allerlei Krankheitszustände anerkannt. Aber erst neuerdings ist dies in ein regelrechtes System gebracht worden, dank den Bemühungen eines Herrn Robert Haven-Chauffier. Die hauptsächlichsten Verordnungen wollen wir unseren Lesern, schreibt der „Matin", zu deren Heil und Frommen nicht vorenthalten. Gegen allgemeine Geistesdepression empfiehlt sich: der Zwergenkönig von Schubert oder Prélude carnavalesque von Dvorak; gegen nervöse Erschöpfung und Ueberarbeitung: Moldavie von Smetana; gegen ernste Seelenschmerzen: Etude en Sol majeur von Chopin, Sonate pathétique von Beethoven oder Konzert für Violoncello von Dvorak. Gegen Melancholie infolge ernster Enttäuschungen hilft das „Lied an die Freude" von Beethoven. Für durch dauernde Ueberanstrengung des Nervensystems entstandene allgemeine Stumpfheit des Geistes empfiehlt sich das aufmerksame Anhören Bachscher Fugen. Zur Beschwichtigung des Zornes werden Stücke in feierlichem Rhythmus, aber lebhaftem Tempo verordnet, vor allem der Pilgerchor aus dem Tannhäuser. Endlich gegen die Anwandlungen der Eifersucht die Ouvertüre zu den Meistersingern. Hoffentlich hilft es. Leider wird nicht gesagt, ob der Vortrag besagter Stücke auf dem Leierkasten genügt, oder erstklassige Künstler vonnöten sind.

Der berühmte Mann.

Erzählung von Paul Bliß.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Nach einigen Wochen überraschte sie ihr Mann. Sie hatte doch wieder angefangen, zu malen, trotz seines Verbotes.

Er war mehr erstaunt als erzürnt, zuerst wenigstens — mit glühendem Gesicht, mit erregten Augen stand er vor dem Bilde. Es war ein Studienkopf, mit wenigen Strichen hingemalt, flott, aber genial, mit gottbegnadeter Kunst.

Er konnte den Blick nicht abwenden. Es lag etwas Wunderbares in diesem Bilde. Es war die große, rechte Kunst, nach der er vergeblich gerungen, es war das Wunderbarste, das man haben, aber nicht erringen kann, es war das, was ihm fehlte: das Geniale — wie ein Feuer brannte es in ihm, er war ein Stümper, ein Charlatan, ein Elender, und das da, das war die echte, große Kunst; — mit starren Blicken sah er auf das Bild, — aber auf einmal erwachte er aus seinem Taumel. Dann wäre es ja aus mit seinem Ruhm, und dann Ehre, Name, Stellung, Reichtum hin, alles hin, dann wäre er der Mann seiner Frau — vorbei dann alles, alles vorüber — ein Fieberschauer durchschüttelte ihn — er nahm sich zusammen, lächelte spöttisch, und dann begann er: „Du willst mein Urteil haben; — nun, es ist recht hübsch gemalt — weiter aber auch nichts."

„Weiter nichts?" Zitternd stand sie vor ihm.

„Nein," sagte er kalt, schob das Bild beiseite und stand auf, „weiter nichts."

Atemlos stand sie da und folgte jeder seiner Bewegungen mit den Blicken, — oh, sie durchschaute ihn ganz, — und von diesem Augenblick an haßte sie ihn, — nein, sie verachtete ihn, denn er war feige.

„Ich werde das Bild ausstellen," sagte sie ganz ruhig.

Wie ein Blitz traf ihn das Wort. Er drehte sich um, sah sie an mit finsterem Blick und rief drohend:

„Das wirst du nicht, sage ich dir!"

„Und warum nicht?"

„Weil ich nicht will, daß du dich und mich blamieren sollst."

Drohend standen sie sich gegenüber. Jetzt begann der Kampf. Das merkte jeder von beiden.

„Konrad, du bist nicht ehrlich," rief sie.

„Aber, so laß doch deine Eitelkeit," sagte er boshaft, „alle Dilettanten sind so eitel."

„Das ist keine Dilettantenarbeit," entgegnete sie, mit hochrotem Gesicht auf das Bild deutend, „das ist ein Kunstwerk. Jawohl! Ich weiß es! Lache nur. Ich glaube nicht mehr. Du fürchtest mein Talent und willst mich unterdrücken." Zornbebend stand sie vor ihm.

Da sah er sie hohnlächelnd an, geringschätzig zuckte er die Schultern und sagte: „Du bist eine Gans."

„Konrad," schrie sie auf, „das wagst du mir zu sagen!"

„Ich bitte, keine Szene!" Kalt lächelnd sah er sie an.

„Ich habe dich geliebt," fuhr sie fort, „nicht nur um unseres Kindes wegen, nein, nein, auch um deiner selbst willen — —"

Er unterbrach sie schroff: „Was soll das werden? Vorwürfe vielleicht? Dann gehe ich."

„Aber ich stelle das Bild dennoch aus," rief sie.

Da trat er dicht zu ihr heran und sagte mit leicht erzitternder Stimme: „Entweder du bleibst, was du so lange warst, meine Frau — die Mutter meines Kindes, oder du magst meinetwegen so ein Malweib werden — dann sind wir getrennt für immer, verstanden!

„Aber das Kind nehme ich mit mir," rief sie flehend.

„Ach nein," lächelte er kühl überlegen, „der Junge gehört mir rechtmäßig nach dem Gesetz."

„Konrad, ich bitte dich, bei unserer Liebe von ehedem beschwöre ich dich, laß mir das Kind!" Sie weinte und griff nach seinen Händen.

Da kam ihm eine andere Idee. Er änderte plötzlich seine Haltung, wurde liebenswürdig, legte seinen Arm um ihre Taille, zog das zitternde Weib an sich und wollte sie küssen.

Sie aber empfand das wie eine Beleidigung, sie stieß ihn zurück und rief mit flammendem Blick: „Das ist vorbei, Konrad, wir haben keine Gemeinschaft mehr; denn ich kann dich nicht mehr achten."

„Dora!" schrie er maßlos vor Wut.

„Ja," sagte sie tapfer und stark; „du hast Furcht vor mir, vor meinem Können, du bist feige."

„Weib, du lügst!" schrie er wild und erhob die Hand zum Schlagen.

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und der kleine Kurt stürzte herein und hing sich an die Mama.

„Kurt, du kommst zu mir," rief der Vater.

Aber Kurt rührte sich nicht, fest umfaßt hielt er die Mutter.

Da trat Konrad hinzu, entriß den Knaben der Mutter, die sich vergebens dagegen wehrte, und ging mit ihm hinaus.

Aber nur fünf Schritte weit kam er, als der Knabe hinsank und in Krämpfe fiel.

„Allmächtiger Gott," jammerte die angestrengte Mutter, „der Krampf kommt wieder — der Arzt hat gesagt, dann sei das Schlimmste zu befürchten."

Totenblaß stand der Vater still und gab den kranken Knaben nun frei. — — —

Und das Schlimmste geschah.

Der kranke, kleine Kerl, der vor jeder seelischen Aufregung geschützt werden sollte, erlag diesmal dem Anfall.

Dem Vater ging der Verlust nicht sehr nahe — der